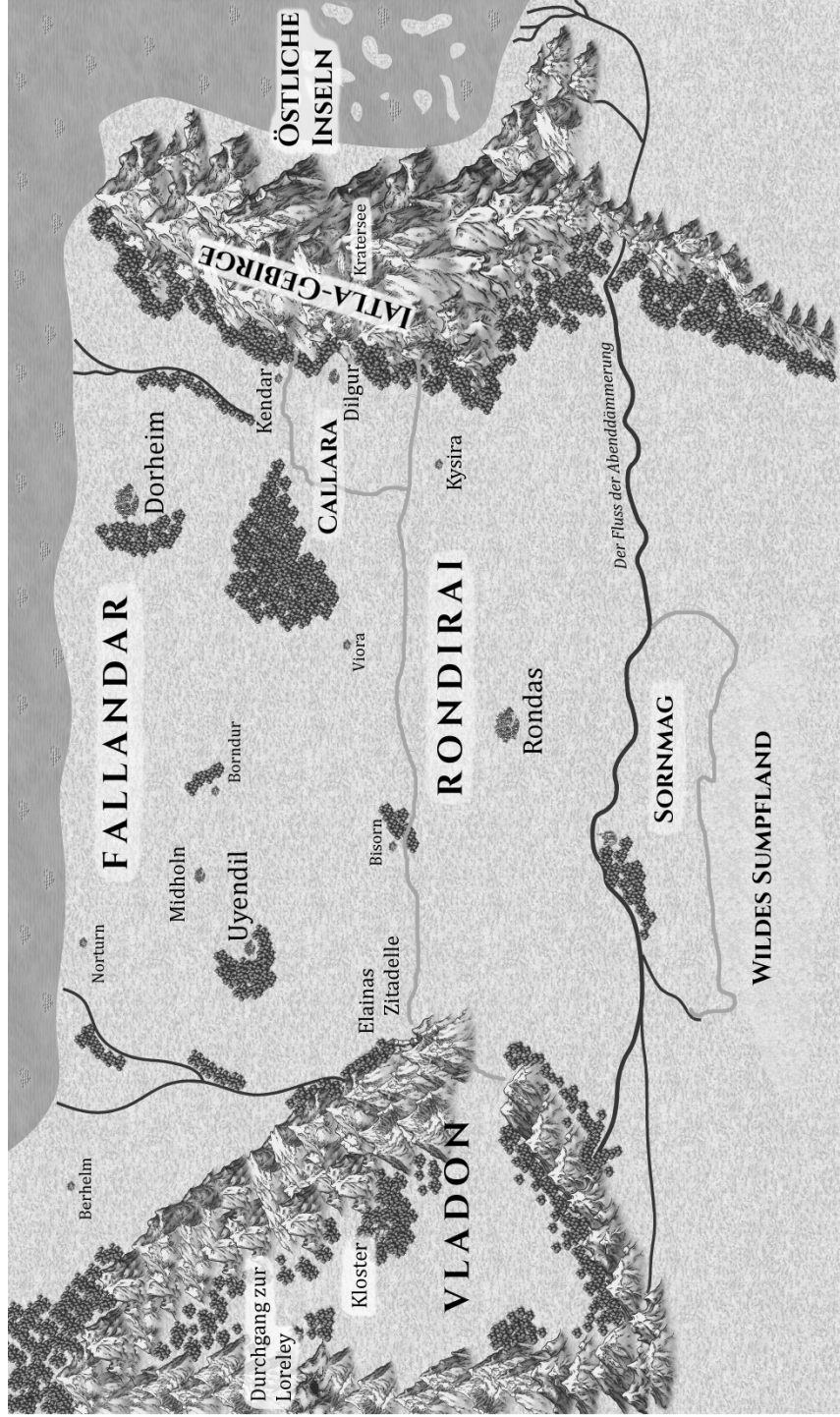


ELVIRA ZEISLER

Edingaard

GEBIETER DER SCHATTEN





ÖSTLICHE
INSELN

IATLA-GEIRGE

Kratersee

FALLANDAR

RONDIRAI

VLDON

SORN MAG

WILDES SUMPFLAND

Der Fluss der Abenddämmerung

Berthelm

Norturn

Midholm

Uyendil

Borndur

Dorheim

Kendar

CALLARA

Dilgur

Viora

Kysira

Rondas

Elainas

Zitadelle

Kloster

Durchgang zur
Loreley

Die Welt von Edingaard
»Geschichten von Gefahr und Magie« (Prequel, kostenlos)

Edingaard-Saga

»Edingaard: der Pfad der Träume«

»Edingaard: der Klang der Magie«

»Edingaard: Vermächtnis der Priesterin«

Schattenträger-Saga

»Edingaard: Gebieter der Schatten«

»Edingaard: Göttin der Finsternis« (ET 10.2020)

Band 3 (ET 04/2021)

Copyright © 2020 Elvira Zeißler

Krautstr. 19a

59427 Unna

elvira_zeissler@gmx.de

ISBN: 978-3-96698-595-6

Buchvertrieb: Nova MD

Lektorat: M. Grundmann

Korrektur: Claudia Heinen, www.sks-heinen.de

Covergestaltung: Alexander Kopainski, unter der Verwendung von
Bildmaterial unter Lizenz von Shutterstock.com

Ornamente im Innenteil: © Gordon Johnson auf Pixabay

Die Karte wurde mit Campaign Cartographer 3+ erstellt.

Alle Rechte, einschließlich des vollständigen oder teilweisen Nachdrucks, sind in jeglicher Form vorbehalten.

PERSONEN

Cassion

Sohn von Cassandra und Brin, der neben dem magischen Erbe seiner Mutter eine dunkle Gabe in sich trägt, die er weder verstehen noch kontrollieren kann.

Cassandra

Vorsitzende des Magischen Rates sowie Mitglied des Hohen Rates von Edingaard. Die mächtigste Magierin ihrer Zeit, Mutter von Cassion und Gwynna.

Brin

Ein berühmter Krieger, Gemahl von Cassandra, Vater von Cassion und Gwynna.

Gwynna

Cassions 14jährige Schwester.

Elaina

Eine mächtige Seherin, die die Pfade der Zukunft erforscht.

Kira

Stellvertretende Leiterin der Magischen Akademie von Uyendil, Gemahlin von Luca.

Elodie

Heilerin und Hohepriesterin in Liskajus Tempel in Uyendil.

Luca

Lehrer an der Magischen Akademie und Gemahl von Kira, verfügt über ein weitverzweigtes Informantennetz.

Erlan Thimorn

Ein uralter und äußerst mächtiger Magier, Leiter der Magischen Akademie und ehemals Mitglied des Hohen Rates.

»Die Würfel sind gefallen, Schwester. Nun bin ich am Zug. Du hast dich zu oft, zu intensiv in die Belange dieser Welt eingemischt.«
»Du glaubst doch nicht, dass ich sie dir kampflos überlasse?«
»Dir sind die Hände gebunden. Edinggaard gehört mir!«

PROLOG



Aufgebrachte Stimmen rissen den Jungen aus seinem unruhigen Schlaf. Das Herz hämmerte ihm in den Ohren, im ersten Moment glaubte er, dass es ein Nachhall seiner Albträume war – wütend und laut. Dann wichen die schrecklichen Bilder zurück und er erkannte seinen Irrtum. Es lag kein Schmerz in diesen Stimmen, keine Angst. Sie waren real. Und sie stritten.

Ängstlich lauschte Cassion in die Dunkelheit, während er Mut sammelte. Waren die Leute seinetwegen gekommen? Weil er böse war? Wussten sie, was er getan hatte?

Als der Junge die Anspannung nicht mehr aushielt, schlug er zitternd die warme Decke zurück. Seine nackten Füße tappten über den glatten Holzboden, während er zur Treppe schlich.

Die Essstube des Hauses war hell erleuchtet. Er erkannte seine Mutter und sein Herzschlag beruhigte sich ein wenig. Dann sah er den Ausdruck auf ihrem Gesicht und Angst griff erneut nach seiner Seele.

Sie stand aufrecht, die Hände nach unten ausgestreckt, die Finger gespreizt, zu allem bereit. Ein Feuer glomm in ihren Augen, das er nie zuvor gesehen hatte. Sie wirkte kalt und mächtig. Selbst ihr runder Bauch, an den er sich so gern

schmiegte, um den Geräuschen seiner Schwester zu lauschen, änderte nichts daran, ließ sie nicht weicher, nicht freundlicher erscheinen.

Cassion schauderte und drückte sich an die Wand. Die Schatten um ihn herum verdichteten sich.

Er biss sich auf die Lippe, um die Tränen zurückzuhalten, presste die Fäuste so fest zusammen, dass es wehtat, und kniff die Augen zu.

Geht weg, flehte er stumm die Schatten an. Geht weg!

»Du weißt, was er ist.« Es war eine fremde Stimme, die da sprach.

Cassion riss die Augen auf. Er hatte die Frau noch gar nicht bemerkt, hatte nur auf seine Mutter geachtet.

Die Luft um sie herum knisterte. Vater stand direkt hinter ihr, die Hand drohend am Schwertknauf, in dem ein blauer Edelstein strahlend leuchtete.

Cassion hielt die Luft an. Er hatte seine Eltern niemals so furchteinflößend erlebt. Er schlang die Hände um seine Knie. Jetzt kümmerte es ihn nicht, dass die Schatten ihn fast vollständig verbargen, wünschte sich, er könnte gänzlich mit ihnen verschmelzen. Denn er war sicher, dass sich der Zorn der Eltern gegen ihn richten würde, sobald sie erfuhren, was er getan hatte. Vielleicht wussten sie es sogar bereits.

Die Fremde wich nicht zurück. Cassion hätte erwartet, dass sie sich vor Angst zu Boden warf, doch sie reckte bloß ihr Kinn. Sie war schön, ganz anders als Mama, aber schön. Langes schwarzes Haar fiel ihr in dicken Locken auf Schultern und Rücken. Sie trug ein edles, enges Kleid. Und das dunkle Feuer in ihren Augen loderte fast so hell wie in denen seiner Mutter.

»Ich weiß genau, wer er ist«, presste Mama überdeutlich

hervor. »Er ist mein Sohn. Und du bist hier nicht länger willkommen!«

»Er kann uns alle in den Untergang reißen!« Die Stimme der Frau klang gehetzt, als wüsste sie, dass sie verloren hatte. Trotzdem trafen ihre Worte wie Pfeile in Cassions Brust. Sie wusste, wie böse er war. Sie war gekommen, um ihn zu holen. Und gleich würden seine Eltern es ebenfalls erfahren.

»Das kommt mir zu bekannt vor«, höhnte Mama. »Du solltest dir endlich etwas Neues einfallen lassen, Elaina.«

»Ich habe dich gewarnt.« Die Frau machte einen Schritt auf Mama zu. Mit einem Klirren sprang das Schwert in Vaters Hand. Die Frau achtete nicht auf ihn, ihre ganze Aufmerksamkeit war auf Cassions Mutter gerichtet. »Schon vor seiner Geburt«, fuhr sie grimmig fort. »Aber du wolltest nicht auf mich hören. Gib ihn mir jetzt, bevor es zu spät ist.«

»Verschwinde!« Alles um Mama herum begann zu zittern und zu klirren.

Cassion zog den Kopf ein, es wirkte, als würde das ganze Haus gleich in die Luft fliegen. Nie hatte er seine Mutter so wütend, so kampfbereit gesehen.

»Du machst einen Fehler!«, zischte die Frau. »Einen Fehler, für den wir alle bezahlen werden!«

»Er ist ein Kind!« Mamas Stimme klang heiser. Ihre Nasenflügel blähten sich. »Ein unschuldiges Kind!«

»Ein Kind mag er sein. Doch unschuldig ist er nicht.« Die Fremde wandte den Kopf und schaute Cassion, der in den Schatten auf der Treppe kauerte, direkt an, als hätte sie die ganze Zeit gewusst, dass er da war.

Ihr Blick bohrte sich tief in sein Herz und löschte den letzten Zweifel in ihm aus, dass sie es wusste, dass sie alles wusste, dass es keine Geheimnisse vor ihr gab.

»Cassion?« Mama schaute erschrocken zu ihm. In ihrer Stimme lagen so viel Liebe und Sorge, dass die Schatten um ihn wie von selbst verschwanden. »Was machst du denn hier?«

Er öffnete den Mund auf der Suche nach Worten.

»Zurück ins Bett mit dir.« Vater steckte das Schwert ein und war mit wenigen Schritten bei ihm. »Komm.« Er nahm ihn hoch und Cassion presste sich dankbar an ihn, ließ sich von seiner Stärke, seiner Zuversicht umhüllen.

»Es tut mir leid, wir wollten dich nicht aufwecken.« Die Stimme des Vaters vibrierte in Cassions Brust, so fest drückte er ihn an sich.

»Wer war die Frau?«, fragte Cassion zitternd, während er sein Gesicht in der väterlichen Halsbeuge vergrub.

»Sie ist ... niemand. Niemand, um den du dir Gedanken machen musst.«

Er wird uns alle in den Untergang reißen ...

Die Stimme hallte in Cassions Gedanken wider, selbst als sein Vater längst gegangen war, und die Finsternis in ihm stimmte ihr freudig zu.

Du bist böse, böse, böse ...

KAPITEL 1



14 Jahre später

Cassion riss die Augen auf und atmete zitternd durch. Der Traum, die Erinnerung an Elainas Erscheinen war so real gewesen wie schon lange nicht mehr. Er ließ den Blick durch die vertraute Umgebung des Zimmers schweifen, während er darauf wartete, dass sich sein wilder Herzschlag beruhigte.

Die Dunkelheit griff nach ihm und Cassion drängte sie gewaltsam zurück. Zumindest das hatte er in den letzten vierzehn Jahren gemeistert.

Dennoch war sie immer da, zusammengerollt wie eine giftige Kobra, jederzeit zum Zuschlagen bereit, wenn er in seiner Aufmerksamkeit, seiner Kontrolle nachließ.

Er sah zum Fenster. Draußen graute noch nicht einmal der Morgen, er hatte also mal wieder eine halbe schlaflose Nacht vor sich. Resigniert ließ er den Kopf auf das Kissen fallen und schloss die Lider.

Sofort tauchten die Bilder aus seinem Traum vor ihm auf, Elainas wissender Blick, der ihn all die Jahre verfolgte.

Natürlich wusste er inzwischen, wer sie war. Die mächtigste Seherin der Gegenwart. Die Frau, die die Wahrheit über ihn kannte.

Obwohl es schon so lange zurücklag, obwohl er damals erst fünf Jahre alt gewesen war, konnte er sich genau an diesen Tag erinnern, und daran, was Elainas Besuch vorangegangen war.

Er hatte Streit mit einem Nachbarsjungen gehabt. Das war nichts Neues gewesen, andere Kinder hatten ihn unentwegt gehänselt. Vermutlich um die Ehrfurcht auszugleichen, mit der ihm die Erwachsenen begegnet waren. Als Sohn eines großen Kriegers und einer mächtigen Magierin hatten seit seiner Geburt alle Augen erwartungsvoll auf ihm geruht, taten es im Grunde nach wie vor, auch wenn sich allmählich eine gehörige Portion Resignation darunter mischte. Inzwischen musste jedem klar sein, was die Nachbarskinder damals auf den ersten Blick erkannt hatten – Cassion war nicht besonders und gewiss nicht besser als sie. Er hatte weder das überragende Geschick seines Vaters noch die Gabe seiner Mutter geerbt.

Ihm selbst machte das nichts aus, solange man ihn in Ruhe ließ.

Leider hatte Yann das damals nicht getan. Er war zwei Jahre älter als Cassion und hatte ihm das Leben äußerst schwer gemacht.

An dem Tag hatte Yann ihn mit seinem Schoßhund gejagt, hatte ihm Steine nachgeworfen, ihn aufgefordert, endlich irgendetwas zu tun, ein Kunststück aufzuführen, allen zu zeigen, wie großartig und mächtig er war. Cassion war gerannt, bis seine Lunge brannte und seine Knie zitterten. Er hatte Zuflucht in einem kleinen Wäldchen gesucht, das sich neben der Siedlung erstreckte. Er war einen Baum hinaufgeklettert und hatte sich zitternd in der Krone versteckt.

Er konnte sich noch gut an den Hass erinnern, der ihn

überwältigt hatte. Hass auf Yann, der ihn nicht in Ruhe ließ. Hass auf sich selbst, weil er so schwach und unfähig war. Er hatte gehofft, in dem Baum sicher zu sein, gehofft, dass Yann die Lust verlieren und wieder abziehen würde, sodass er heruntersteigen und nach Hause laufen konnte.

Dann hatte er das Gekläff des Hundes gehört. Und Yanns auffordernde Stimme, der das Tier nach Cassion hatte suchen lassen. Angst hatte ihm die Kehle zugeschnürt. Der Baum hatte sich als Falle erwiesen. Er hatte weder weglaufen noch sich verteidigen können. Yann hätte ihn nach Herzenslust mit Steinen bewerfen oder ihn so lange oben gefangen halten können, bis die Nacht hereinbrach.

Die Angst hatte sich mit seiner Wut, seinem Hass vermischt. Er hatte danach gelehzt, Yann alle Demütigungen, alle Kränkungen, jeden Schmerz, den er ihm zugefügt hatte, heimzuzahlen.

Cassion hatte den Schatten erst bemerkt, als Yann panisch aufschrie und sein Hund wütend bellte. Der dunkle Schemen raste erbarmungslos auf den Jungen zu, der blass und vor Angst regungslos verharrte. Cassion wusste bis heute nicht, was passiert wäre, wenn der Hund nicht vorgesprungen wäre, um sein Herrchen zu schützen. Er wollte es nicht wissen. Das Winseln des Hundes verfolgte ihn auch so.

Der Schatten hatte sich auf das Tier gestürzt, das einen gepeinigten Laut von sich gab, bevor es leblos zu Boden fiel. Cassions entsetzter, fassungsloser Schrei war mit dem von Yann verschmolzen.

Nie würde er dieses Gefühl vergessen, das ihm den Magen umdrehen ließ. Er hatte den Tod des Hundes nicht nur sehen können, er hatte ihn *gespürt*, irgendwo ganz tief in sich, hatte den Geschmack des Todes auf seiner Zunge gehabt.

Daraufhin hatte sich der Schatten aufgelöst, als hätte es ihn nie gegeben.

Yanns wilder Blick war durch den plötzlich so stillen, reglosen Wald gezuckt. Zitternd war er näher getreten, hatte seinen treuen Begleiter angestupst. Schon damals hatte Cassion gewusst, dass das nichts bringen würde. Das Tier war tot, obwohl es keine Wunde, keinen noch so kleinen Blutfleck gab. Als hätte etwas ihm das Leben ausgesaugt.

Schluchzend hatte Yann das Tier hochgenommen und war schreiend nach Hause gerannt.

Cassion hatte gewartet, bis er außer Sichtweite war, dann war er abgestiegen und hatte sich in die Büsche erbrochen. Zu der grauenhaften Erkenntnis, was er getan hatte, gesellte sich die Angst vor der Reaktion der Eltern, wenn sie davon erführen. Würden sie ihn dem Gericht ausliefern? Welche Strafe würde man über ihn verhängen?

Cassion hatte nicht gewusst, was er tun sollte. Der Wald war dunkel gewesen und ihm selbst kalt. Also war er schließlich heimgekehrt. Bei jedem Schritt hatte er damit gerechnet, dass bewaffnete Wachen auftauchen würden, um ihn festzunehmen. Dass seine Eltern sich entsetzt von ihm abwandten.

Als er die Siedlung erreichte, waren alle in heller Aufruhr gewesen. Seine eigenen Eltern hatte er nirgends sehen können – vermutlich hatten sie mal wieder an wichtigen Besprechungen teilgenommen oder waren irgendwo zum Wohle der Welt unterwegs.

Er hatte niemandem erzählt, was geschehen war. Und es hatte ihn nie jemand danach gefragt. Nicht einmal Yann hatte es gewagt, ihn zu beschuldigen.

Natürlich hatte Yann allen die Geschichte von dem merkwürdigen Schatten erzählt, aber nicht einmal Cassions Mut-

ter hatte eine Spur davon aufspüren können. Also hatte man es schließlich als tragischen Unfall hingestellt, es plötzlichem Herzversagen des Hundes und Yanns blühender Fantasie zugeschrieben.

Nur Elaina wusste die Wahrheit, davon war Cassion nach wie vor überzeugt. Es konnte kein Zufall sein, dass sie ausgerechnet an diesem Abend aufgetaucht war und seine Auslieferung gefordert hatte.

Hatte sie seinen Eltern verraten, dass er es gewesen war? Hatten sie es unter den Teppich gekehrt, um ihn zu schützen?

Wie gern hätte er den Anfang des Gesprächs zwischen den dreien gehört. Vielleicht würde er dann wissen, welche Zukunft Elaina für ihn vorausgesehen, was genau ihr so große Angst eingejagt hat.

Er wird uns alle in den Untergang reißen.

Cassion schnaubte freudlos. Vielleicht hatte Elaina ihn bloß maßlos überschätzt. Von seinen Lehrern an der Akademie sah gewiss niemand ein solches Potenzial in ihm. Selbst Gwynna, die fünf Jahre jünger war, hatte bereits deutlich mehr drauf als er. Sie flog förmlich durch ihre Ausbildung und würde ihren Abschluss in spätestens zwei Jahren machen.

Cassion reckte sich missmutig. Mit seinen neunzehn Jahren gehörte er zu den ältesten Studenten der Magischen Akademie. Er sehnte den Tag herbei, an dem es dem Schulleiter endlich auffiel, dass sie Cassion nichts mehr beibringen konnten – und fürchtete den Zeitpunkt gleichermaßen. Dann würde er sich nämlich seiner Zukunft stellen, seine Eltern endgültig enttäuschen müssen.

Falls sie überhaupt Notiz davon nahmen.

Cassion seufzte und schwang sich aus dem Bett. Draußen

graute endlich der Morgen. Er würde eine Runde durch den Wald drehen, bevor es Zeit fürs Frühstück wurde.

Sein Blick glitt über die dunkelrote Robe, die ihn als einen Adepten im Abschlussjahr auswies, weiter zu dem abgewetzten Bündel aus Hose, Hemd und Stiefeln, die er am liebsten im Freien trug. Er hatte sie sich in der unteren Stadt besorgt, einem Ort, an den sich normalerweise kein Mitglied der Akademie oder des Hohen Rates oder sonst jemand, der etwas auf sich hielt, verirrte. Deshalb ging Cassion so gerne dort hin. Dort, unter den einfachen Menschen, den Handwerkern und Tagelöhnern, konnte er einfach er selbst sein, konnte die Bürde eines Erbes ablegen, dem er ohnehin niemals gerecht werden würde.

Er schlüpfte in seine Kleidung und verließ das Gebäude. Mit jedem Schritt, der ihn dem Wald näher brachte, hatte er das Gefühl, freier atmen zu können, spürte, wie sich Ruhe in seinem Inneren ausbreitete.

Cassion lehnte sich an einen Baum und lauschte der uralten Kraft, die in dem Stamm dahinfluss. Er schloss die Augen und konzentrierte sich auf seinen Herzschlag. Die Dunkelheit in ihm regte sich träge, zupfte an seiner Seele. Cassion ignorierte sie. Hier würde sie keinen Schaden anrichten können, hier konnte er es sich leisten, die Kontrolle schweifen zu lassen. Die Schlange in ihm rollte sich wieder zusammen, als hätte sie begriffen, dass es kein Angriffsziel für sie gab.

Er lächelte zufrieden und setzte sich in Bewegung.

Schon von Weitem nahm er Creolars Präsenz wahr und kurz darauf ertönte das Donnern von Hufen auf dem federnden Waldboden.

»Hol« Cassion hob die Hand, um den schwarzen Pegasus-Hengst zu begrüßen.

Creolar rieb seine Nase an Cassions Hand und schnaubte auffordernd, wobei er zwei Reihen rasiermesserscharfer, langer Zähne offenbarte.

»Es tut mir leid«, brummte Cassion und kraulte den Hengst hinter den Ohren. »Heute habe ich nichts für dich, ich habe selbst noch nicht gefrühstückt.«

Creolars Nüstern blähten sich, er flatterte verärgert mit den nachtschwarzen Flügeln – ein Anblick, der jeden anderen vor Angst zurückweichen lassen würde. Der Pegasus war kein zahmes Pony, sondern ein tödliches Raubtier.

Doch Cassion war nicht jeder. Er hatte den Hengst gerettet und gesund gepflegt, als dieser ein Fohlen gewesen war, er hatte sich seinen Respekt, sein Vertrauen mühsam erkämpft und zahlreiche Schrammen an seinen Armen zeugten von den vielen Blutopfern, die er dargebracht hatte – nicht alle davon aus freien Stücken.

Unbeeindruckt musterte Cassion den Pegasus. »Ich habe trotzdem nichts«, brummte er. »Ich wollte lediglich Hallo sagen.«

Creolar flatterte erneut, einladend dieses Mal. Cassion lehnte seine Stirn an die des Wesens. »Du glaubst gar nicht, wie gern ich mit dir auf die Jagd gehen würde.« Er schaute zum Himmel hoch, der sich allmählich verfärbte. »Leider habe ich heute zu wenig Zeit.« Er tätschelte Creolars Rücken. »Wir könnten allerdings einen kleinen Ausflug riskieren.«

Es war früh genug am Morgen, um ungesehen zu bleiben, wenn sie über dem Wald blieben. Obwohl die Jagd auf die fliegenden Pferde zumindest in diesem Teil des Reiches verboten war, waren die Wesen den meisten Menschen nicht geheuer und wurden nicht in der Nähe von Siedlungen geduldet. Deswegen war Creolar überhaupt in diesem Wald ge-

strandet, blutend und allein. Irgendjemand musste ihn und seine Mutter angegriffen haben. Nur dem Einfluss von Cassions Eltern war es zu verdanken, dass der Pegasus in seiner Nähe hatte bleiben dürfen. Dieser Tatsache und Cassions Versprechen, dafür Sorge zu tragen, dass Creolar niemandem ein Leid zufügte.

Im Stillen hatte Cassion nie damit gerechnet, dass der Hengst so lange bleiben würde. Die geflügelten Pferde waren Herdentiere und niemand hinderte ihn daran, sich anderen seiner Art anzuschließen. Dennoch blieb er. Und Cassion begriff es als das Geschenk, das es war.

Der Hengst schüttelte Cassions Hand ab und tänzelte zurück. Offenbar legte er keinen Wert auf einen Ausflug.

»Du willst jagen«, erkannte Cassion und neigte den Kopf.
»Ich wünsche dir reiche Beute.«

Der Pegasus wieherte laut. Im nächsten Moment schlug er mit seinen gewaltigen Flügeln – es war kein Vergleich zu dem spielerischen Flattern vorhin – und machte einen mächtigen Satz. Immer mehr gewann er an Höhe, bis er zwischen den Baumkronen verschwand.

Cassion sah ihm bedauernd nach. Es gab wenig, das mit dem Rausch eines Pegasus-Flugs vergleichbar wäre.

»Wo bist du gewesen?« Gwynna rückte beiseite, um ihm am Frühstückstisch Platz zu machen, und sah ihn missbilligend an. Dafür, dass sie so viel jünger war als er, war ihr Ton ihrer Mutter viel zu ähnlich.

»Das geht dich nichts an«, Cassion versuchte sich an einer geheimnisvollen Miene.

Gwynna prustete. »Du kannst dich ja nur im Wald herumgetrieben haben.«

Cassion nahm sich ein warmes Brötchen. »Ich bin gerne dort.«

Gwynna schaute schnell nach rechts und links, von den anderen Schülern schien sie niemand zu beachten. Selbst die Freundin, die vorhin neben ihr gesessen hatte, hatte sich der anderen Seite zugewandt. Cassion wusste, dass es an ihm lag. Im Gegensatz zu ihm war seine Schwester allseits beliebt und das, obwohl sie die Beste war in – so ziemlich allem. Sie hatte einfach ein so süßes, freundliches Wesen, dass er sich ernsthaft fragte, wie sie um alles in der Welt Geschwister sein konnten.

Ihn mieden alle, die ihn kannten. Außer Gwynna natürlich.

Ihm war es nur recht. Je weniger Leute er an sich heranließ, desto weniger konnte er verletzen. Er hatte seine Lektionen schon sehr früh und sehr einprägsam gelernt.

»Du solltest weniger durch die Wälder streifen und etwas mehr ... *leben*«, raunte sie missbilligend.

»Ich lebe doch.« Wie zum Beweis kniff Cassion sich mit den Fingern in den Handrücken. »Au.«

»Sehr witzig«, brummte sie. »Ich meine es ernst«, fügte sie so leise hinzu, als hätte sie Angst, dass jemand es hörte. »Wenn du stattdessen wenigstens lernen würdest ...« Ihre Worte verklangen bedeutungsvoll.

Cassion schmunzelte. Für Gwynna bedeuteten die Akademie, die Ausbildung hier alles. Sie würde nie verstehen, dass er das überhaupt nicht wollte. Er wäre so viel lieber gänzlich ohne Gabe geboren worden, dann hätte er seinen Lebensweg frei wählen, Waldläufer oder Handwerker werden können. So aber hatte er eine Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft. Menschen, die mit der Gabe geboren wurden, waren nach wie vor selten, auch wenn ihre Zahl in den letzten

zwanzig Jahren allmählich anstieg. Daher war jeder Einzelne wichtig, wie ihnen unablässig gepredigt wurde, ganz egal, wie stark oder schwach diese Gabe ausfiel.

Zum Glück wurde ihr Gespräch vom Klang der großen Glocke unterbrochen, die das Ende des Frühstücks verkündete. Rasch schnappte Cassion sich ein weiteres Brötchen, bevor alles Essen durch ein Fingerschnippen des Schulleiters vom Tisch verschwand.

Cassion wusste, dass es durchaus skeptische Stimmen gab, ob diese magisch erzeugte Nahrung wirklich gut für sie war, aber wenn er sich Erlan Thimorn so anschaute, konnte sie nicht allzu schädlich sein. Wenn die Geschichten stimmten, die man sich erzählte, war der Mann über achthundert Jahre alt und sah dabei keinen Tag älter aus als einhundertzwei. Insgeheim fragte Cassion sich, ob der alte Mann irgendwann einfach auf dem Schulleitersessel einschlafen und sich nicht mehr erheben würde, freiwillig schien er ihn auf jeden Fall nicht räumen zu wollen.

Gwynna lief zum Ausgang der Essenshalle und Cassion folgte ihr. Er hatte den steinernen Bogen fast erreicht, als er seinen Namen hörte.

Kira winkte ihn mit ernstem Gesicht zu sich. Nein, nicht Kira, Professor Neral, korrigierte Cassion sich sofort und zog innerlich eine Grimasse. Es fiel ihm schwer, von ihr als Professorin zu denken, immerhin kannte er sie seit seiner frühesten Kindheit. So wie fast alle anderen, die in Uyendil etwas zu sagen hatten. Das war der Nachteil, wenn man in einer so bedeutenden Familie wie der seinen aufwuchs. Jeder kannte hier jeden. Persönlich und privat. Was leider dazu führte, dass alle gerade an ihm ein sehr großes Interesse zeigten.

Gehorsam baute er sich vor ihr auf. Sie war ein paar Jahre jünger als seine Mutter, sehr ernst und sanft. Sie war die stellvertretende Leiterin der Akademie und eine der wenigen, die nach wie vor an ihn glaubten, die irgendetwas Besonderes in ihm zu erkennen meinten. Außer ihr und ihrem Mann taten das bloß noch seine Eltern.

Er wünschte sich, sie würden es lassen. Dann müsste er sie nicht immer wieder enttäuschen.

»Es ist so weit«, verkündete Kira in feierlichem Ton.

Cassion stockte, plötzlich nervös. Natürlich hatte er gewusst, dass dieser Tag bald kommen musste, trotzdem traf es ihn unvorbereitet. An der Akademie gab es keine festen Termine für die Abschlussprüfungen, keine strikte Einteilung nach Altersklassen. Jeder bekam die Zeit, die er benötigte, um seine Gabe zu entfalten. Seine war offenbar abgelaufen.

Kiras Mundwinkel kräuselten sich leicht. »Ich habe erwartet, mehr Begeisterung auf deinem Gesicht zu sehen.«

Wenn er ehrlich war, hatte er damit gerechnet, mehr Begeisterung zu verspüren. Cassion räusperte sich. »Ich bin nicht sicher, ob ich bereit bin.«

Sie maß ihn mit einem nachdenklichen Blick. »Du weißt alles, was wir dir beibringen können. Es wird nicht besser, wenn du dich länger hier verkriechst.«

Cassion presste die Lippen zusammen. Er sah, wie ihm ein Kommilitone im Vorbeigehen einen spöttischen Blick zuwarf.

Kira musste es ebenfalls bemerkt haben. »Vielleicht setzen wir das Gespräch lieber in meinem Arbeitszimmer fort.«

Cassion folgte ihr durch einen schmalen Gang, der zu den Lehrerräumen führte. Dafür, dass die Akademie einen so großen Namen trug, war sie erstaunlich klein, ein größeres

Herrenhaus, nicht mehr. Kein Vergleich zu der gewaltigen Zitadelle, die – wie er gelesen hatte – vor Hunderten von Jahren an dieser Stelle gestanden hatte. Doch für die knapp hundert Schüler, die sie beherbergte, war es genug.

Kiras schlichter kupferroter Zopf schwang beim Gehen leicht hin und her. Von allen Lehrern, von allen Magiern mochte Cassion sie am meisten. Sie trug ihre Macht, die durchaus beachtlich war, nie offen zur Schau, sie behandelte niemanden von oben herab und sie schien zu verstehen, wie es war, anders zu sein, etwas in sich zu tragen, das man nicht kontrollieren konnte. Mehr als einmal hatte Cassion sich gefragt, ob sie von der Dunkelheit wusste, die sich in ihm verbarg.

Kira setzte sich hinter ihren Schreibtisch und deutete einladend auf den Besucherstuhl. Steif ließ Cassion sich darauf sinken.

»Ich habe den Schulleiter gedrängt, dich die Prüfung endlich ablegen zu lassen«, setzte sie ohne Umschweife an.

»Wieso?«

Sie musterte ihn entschlossen. »Weil die Akademie dir nicht guttut, das hat sie nie.«

Cassion schnaufte. Was für eine nette Umschreibung dafür, dass er den Erwartungen, die auf ihm lasteten, nicht gerecht wurde.

»Außerdem gibt es wirklich nichts, was wir dir noch beibringen könnten«, fuhr Kira unbeirrt fort. »Du weißt, was du wissen musst, du musst es lediglich anwenden.«

»Glaubst du, ich hätte das nicht versucht?« Sie brauchte ihm sein Scheitern nicht vor Augen zu führen.

»Ja«, gab sie unumwunden zu. Cassion öffnete den Mund und sie sprach schnell weiter, bevor er aufbrausen konnte.

»Wir wissen alle, dich eingeschlossen, dass deine Gabe äußerst mächtig ist. Sie steht der deiner Schwester in nichts nach. Du musst sie nur annehmen.« Kira lächelte ihn aufmunternd an.

Aus ihrem Mund klang das so leicht.

Cassion biss die Zähne so fest zusammen, dass es schmerzte. »Vielleicht hat Luca sich geirrt«, presste er mühsam hervor. Kiras Gemahl konnte die Magie in anderen Wesen wahrnehmen und er war felsenfest von Cassions Begabung überzeugt.

Kiras Augen blitzten. »Luca irrt sich niemals.«

Cassion seufzte. Er hatte diese Diskussion schon unzählige Male geführt, mit Kira, mit Luca, mit seiner Mutter, die ihm alle nur hatten helfen wollen. Keiner von ihnen erkannte die Wahrheit, dass seine Gabe gefährlich war, böse und verdreht. Er hatte nie von einem anderen Menschen gehört, der diese Dunkelheit mit sich herumschleppte, der tödliche Schatten heraufbeschwor, sobald er sich aufregte oder ängstigte.

Seit Jahren übte Cassion sich bereits darin, seine Gefühle wegzusperren, niemanden nah genug an sich ranzulassen, um seine Mauern zu durchdringen, aus Angst vor dem, was geschehen könnte.

Oh ja, er fühlte ebenfalls die Macht in sich. Aber er hatte nicht vor, sie jemals zu entfesseln. Seine Gabe war untrennbar mit den Schatten verwoben, als wäre seine Magie ein Seil mit zwei Strängen. Er konnte nicht den einen nutzen, ohne den anderen zu lösen. Alles, was er sich zu nehmen traute, waren winzige Stückchen hie und da, gerade genug, um seinen Schulalltag halbwegs zu meistern.

Er spürte, wie es in ihm zu brodeln begann, und lehnte

sich in seinem Stuhl zurück, verschränkte die Arme und atmete tief durch. »Was ist jetzt mit der Prüfung?«

Kira runzelte missbilligend die Stirn.

Ob sie seine Maske durchschaute? Immerhin war sie eine Seherin, so wie Elaina, die keine Schwierigkeiten gehabt hatte, bis auf den Grund seiner Seele zu blicken.

»Uns wurde von einem Schwarm Irrlichter berichtet, die sich in den Ausläufern des Iatla-Gebirges niedergelassen haben. Es hat bereits einige Vorfälle gegeben, ein paar Menschen sind verletzt worden. Wir müssen handeln, bevor weiteres Unheil geschieht, bevor die Bevölkerung Jagd auf die Irrlichter macht und jemand womöglich zu Tode kommt.«

»Und was genau soll ich tun?«

»Du sollst den Schwarm einfangen und nach Uyendil bringen. In unserem Wald wären sie sicher und würden selbst keinen Schaden anrichten.«

Cassions Augenbrauen fuhren überrascht nach oben. »Das ist alles?« Die Aufgabe, die man ihm stellte, klang eher nach einem Ausflug als einer Prüfung. Im Gegensatz zu vielen seiner Mitschüler kam er hervorragend mit magischen Wesen aller Art zurecht, selbst mit denen, die man allgemein als böartig oder gefährlich einstufte. Vielleicht, weil dafür keine Magie vonnöten war, sondern bloß ein wenig Menschenverstand. Und Irrlichter waren weder böse noch aggressiv. Es gab kaum unschuldigere Wesen in ganz Edingaard.

Kira lächelte. »Die Prüfung ist angemessen, es geht darum, Talente zu fördern, nicht Schwächen zu bestrafen. Außerdem bist du als Einziger in der Lage, die Entfernung in ausreichend kurzer Zeit zurückzulegen. Dein Pegasus ist hoffentlich wohlauf?«

»Creolar gehört mir nicht«, betonte Cassion. »Aber es

geht ihm gut« Er schaute Kira prüfend an. »Bedeutet das, ich darf die ganze Strecke fliegen?«

»Ja.« Seufzend massierte sie die Stirn. »Das ist der zweite Grund, wieso wir dich und ausgerechnet jetzt losschicken. Wir dürfen nicht zu viel Zeit verlieren.«

Cassion zögerte. »Wieso öffnet der Schulleiter nicht ein Portal?« Oder seine Mutter, wenn sie schon dabei waren.

Ein trauriger Ausdruck trat in Kiras Augen. »Er ist alt, seine Kräfte schwinden. Es ist ein Wunder, dass er überhaupt noch aufrecht steht. Außerdem«, sie schlug einen etwas fröhlicheren Ton an, »würdest du nach Abschluss der Aufgabe im Gebirge festsitzen. Du würdest Wochen brauchen, um zurückzukommen.«

Cassion nickte. Blieb nur zu hoffen, dass Creolar bereit war, ihn zu begleiten. »Wann soll ich los?«

»Wie ich sagte, so schnell wie möglich.«

»Morgen ist Gwynnas Geburtstag.«

»Ich weiß.«

»Gibt es was Neues von meinen Eltern?«

»Sie sind unterwegs. Es gab Schwierigkeiten mit einem randalierenden Berlock.« Kira wirkte besorgt. »In letzter Zeit scheinen sich die Vorfälle zu häufen, in denen magieaffine Wesen beteiligt sind.«

»Werden sie rechtzeitig zurück sein?«, fragte Cassion kühl. Es spielte keine Rolle, wieso sie weg waren, irgendetwas war immer. Vielleicht lag es daran, dass die Magie allmählich in diese Welt zurückkehrte, nachdem der Riss, durch den sie Jahrhunderte lang ausgeblutet war, versiegelt worden war.

Er selbst hätte nichts dagegen, wenn jemand den Stöpsel wieder ziehen würde, vielleicht würde sein Problem damit ebenfalls gelöst.

»Sie haben es fest vor.«

»Ich werde warten«, verkündete Cassion in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete, in einem Ton, der ihm streng genommen nicht zustand. Er würde Gwynna an ihrem vierzehnten Geburtstag nicht allein lassen. Nur weil seine Eltern etwas *vorhatten*, bedeutete es nicht, dass sie es wirklich schafften.

Kira nickte langsam. »Übermorgen bei Tagesanbruch geht es los, keine Minute später.«

»Verstanden.«

»Gut. Du kannst die Zeit bis dahin nutzen, um dich auf die Prüfung vorzubereiten. Du bist vom Unterricht befreit. Studiere die Karten, frische dein Wissen über Irrlichter auf, packe alles ein, was du benötigen wirst.« Sie sah ihn warnend an. »Es mag sich einfach anhören, aber das wird es mit Sicherheit nicht.«

»Hast du etwas gesehen?«, fragte Cassion neugierig.

Sie schmunzelte. »Das muss ich gar nicht. Das hat mich bereits das Leben gelehrt.« Sie wurde wieder ernst. »Wenn wir schon davon sprechen ...« Sie schaute Cassion abschätzend an.

»Jaaa?«, entgegnete er gedehnt.

»Im Iatla-Gebirge gibt es einen Mann, einen sehr alten, weisen Mann, der dir vielleicht helfen könnte.«

»Wobei?«

»Mit dir ins Reine zu kommen. Er hat besondere ... Einsichten. Vielleicht kann er dir helfen, das – was auch immer dich quält – zu überwinden.«

Ihre Sorge, ihre Anteilnahme waren nicht zu überhören. Gleichzeitig wünschte er sich, sie würde ihn einfach in Ruhe lassen. Er wollte mit niemandem darüber sprechen, wusste

nicht, was es bringen sollte, wollte nicht, dass jemand sein finsternes Geheimnis erfuhr. Andererseits wusste Kira es vielleicht längst. Cassion schluckte. »Hast du meine Zukunft gesehen?«, fragte er heiser.

»Nein.« Sie schüttelte sanft den Kopf. »Ich mache so etwas nicht mehr. Die Verantwortung ist zu groß, die Deutung dessen, was man sieht, zu schwer.«

»Und wieso schickst du mich zu diesem Mann?«

»Luca hat mir von ihm berichtet. Er kennt ihn von früher.«

»Aus seiner Zeit bei Elaina?«, wagte Cassion einen Vorstoß. Seine Eltern mochten ihm nicht viel anvertraut haben, doch Ibertus, der freundliche Bergkobold und zugleich Pfötchen für alles im Haushalt von Cassions Eltern, hielt nichts von dieser Geheimniskrämerei. Er hatte Cassion und Gwynna eine Menge Geschichten erzählt. Unter anderem auch, dass er selbst genau wie Luca einst in Diensten dieser mächtigen Seherin gestanden hatte.

Kira verzog das Gesicht, machte allerdings keine Anstalten, es zu leugnen. »Ja.«

Cassion beugte sich interessiert nach vorn. Vielleicht war das seine Chance, endlich ein paar Antworten zu erhalten. »Was hat zu dem Bruch zwischen der Seherin und der Akademie geführt?« Sie war nicht wieder aufgetaucht seit dem Abend, als sie Cassions Auslieferung gefordert hatte.

»Die *Verbindung* war nie besonders fest.« Schon wieder lag dieser Ausdruck in Kiras Augen, als wüsste sie, dass er eigentlich etwas ganz anderes fragen wollte. Trotzdem fuhr sie fort. »Elaina war schon immer jemand, der seine eigenen Wege geht, es liegt ihr nicht, sich in eine Gemeinschaft einzufügen. Sie möchte diejenige sein, die alle Fäden zieht. Sie passte nicht hierher.«

»Sie ist immerhin eine Scherin.«

»Das ist sie. Ebenso wie skrupellos und auf ihren eigenen Vorteil bedacht.«

»Sie hat im Großen Krieg geholfen.«

Kira lächelte nachsichtig. »Manchmal deckt sich das Wohl des Einzelnen mit dem von vielen. Man kann auch aus den falschen Gründen das Richtige tun.« Ihre Stimme wurde hart. »Das bedeutet jedoch keinen Freifahrtschein.«

Cassion beschloss, alle Verstellung fallen zu lassen. Nie zuvor hatte jemand ihm so bereitwillig Auskunft gegeben. Vielleicht lag es daran, dass er die Akademie endlich verlassen würde, dass Kira ihn als erwachsen ansah. »Ich weiß, was sie über mich gesagt hat«, verriet er ihr rau. »Dass ich ... alle ins Verderben reißen werde.« Aufmerksam starrte Cassion sie an, um sich nichts von ihrer Reaktion entgehen zu lassen.

Kira verdrehte die Augen. »Ich weiß. Und ich kann lediglich die Worte deiner Mutter wiederholen, als du sie danach gefragt hast. Elaina hat das Gleiche einst über deine Mutter prophezeit, sie hat sogar mehrfach versucht, sie zu töten.« Cassion zuckte zusammen. *Das* hatte er nicht gewusst. »Und trotzdem leben wir seit zwanzig Jahren friedlich und vergnügt«, schloss Kira ruhig. »Elaina hat nicht die Wahrheit gepachtet, selbst wenn sie das oftmals von sich glauben mag.«

»Hast du ihre Warnung nie überprüft?«, bohrte Cassion nach.

»Das brauchte ich nicht.« Sie erhob sich seufzend, ging ans Fenster und schaute hinaus auf den Innenhof. »Die Zukunft steht nicht fest, ihr Geflecht ist unendlich, verwirrend und unüberschaubar.« Sie sah ihn an. »Ich dachte, das hättest du in meinem Unterricht bereits verstanden. Bis heute Abend wirst du unzählige Entscheidungen getroffen haben,

die genauso viele Versionen der Zukunft erschaffen. Und du bist nicht allein. Es gibt Millionen von anderen Lebewesen um dich herum. Es gibt nur eine Sache, die du über die Zukunft wissen musst.« Ihr Blick wurde fest. »Du und du allein entscheidest in jedem Augenblick deines Lebens, was für ein Mensch du sein möchtest, für welche Zukunft du dich einsetzt.« Ihr Gesicht wurde weicher. »Wir vertrauen dir, Cassion. Vertrau du auch uns.«

KAPITEL 2



Was ist los?« Gwynna stupste Cassion mit dem Ellbogen an.

»Nichts«, erwiderte er automatisch.

»Hmm.« Sie verzog nachdenklich das Gesicht. »Ich könnte dir entweder glauben oder darauf warten, dass die Wirkung des Wahrheitstranks einsetzt, den ich dir in das Essen gerührt habe.«

»Das hast du nicht.« Cassion schmunzelte.

»Das kannst du nicht wissen, so abgelenkt, wie du die letzten zehn Minuten warst.« Sie beugte sich näher an ihn heran. »Geht es um die Prüfung?«, fragte sie leise.

Ihre Neugier war so offensichtlich, als wäre sie neben ihm auf und ab gehüpft. Ein geheimnisvolles Lächeln schlich sich auf Cassions Lippen. »Schon möglich.« Es gehörte zu den Regeln der Akademie, dass man nichts über seine Aufgabe verraten durfte, weder vor noch nach der Prüfung. Cassion vermutete, dass die Geheimniskrämerei den Jüngeren als Ansporn dienen sollte. Nichts war so furchteinflößend wie das Unbekannte. Wenn die wüssten, wie leicht diese Prüfung war, würden viele sich gewiss nicht sonderlich anstrengen. Das galt natürlich nicht für Gwynna. Sie sog alles Wissen in sich auf wie ein Schwamm das Wasser.

Er wusste nicht viel über die Hohepriesterin Cassia, deren

Gedenken er seinen Namen verdankte, doch er schätzte, dass Gwynna die weitaus bessere Wahl gewesen wäre, um nach dieser mächtigen, gütigen Magierin benannt zu werden.

Er brachte seine Lippen ganz nah an ihr Ohr. »Wenn du willst, erzähle ich es dir nachher.«

Gwynna schnappte aufgeregt nach Luft. Er sah, wie ihre Neugier mit ihrer Regeltreue kämpfte. »Das darfst du nicht ...« Sie biss sich auf die Lippe.

Er grinste. In Gwynnas Nähe fiel es selbst ihm nicht schwer, fröhlich und unbekümmert zu sein. Als würde ihr Licht ausreichen, um seine Schatten im Zaum zu halten. Seit sie auf die Akademie ging, hatte er sich nicht mehr einsam gefühlt. Er konnte sich nicht vorstellen, wie sein Leben ohne sie sein würde. Wenn er am übernächsten Tag aufbrach, würde er nicht mehr in die Akademie zurückkehren. Nicht richtig, jedenfalls. Er würde seine Urkunde erhalten und seiner Wege ziehen müssen.

»Du tust es schon wieder«, beschwerte sie sich. Ihre großen blauen Augen hefteten sich besorgt auf sein Gesicht. »Ist es so schlimm, was dich erwartet?«

»Nicht die Prüfung, nein.« Er versuchte sich an einem Lächeln. »Das danach ist es, das mir Sorgen macht.«

»Wieso?«

Diese Frage konnte nur von seiner Schwester kommen, für die das Leben wie ein üppig blühender Garten war, deren Zukunft bereits gesichert schien. Cassion zweifelte nicht daran, dass sie in die Fußstapfen ihrer Mutter treten und diese sogar in den Schatten stellen würde.

Er schaute auf seine verschränkten Finger hinab. »Ich will keinem Fürsten oder Kaufmann als Berater oder Schoßhund dienen.« Dabei war das der übliche Weg für die Absolventen

der Akademie. Zumindest für diejenigen, denen das Talent für mehr fehlte. Andere ließen sich nieder und verkauften ihre Fähigkeiten gegen Geld, doch das war ihm ebenfalls zuwider. Zumal es nicht sonderlich viel gab, was er anbieten konnte.

»Du könntest hier bleiben.« Gwynna fasste seinen Arm, als wäre ihr gerade erst bewusst geworden, dass er bald für immer gehen würde.

»Nein.« Cassion schüttelte bedauernd den Kopf. »Die Lehre und die Forschung liegen mir nicht.«

»Das meinte ich gar nicht.« Gwynna lächelte sanft und viel zu wissend für ihr Alter. »Du könntest unseren Wald mit Wesen aus allen Teilen der Welt bevölkern, du könntest dich um sie kümmern und den Menschen die Angst vor ihnen nehmen.«

Wenn es nur so einfach wäre. »Das werden sie niemals zulassen«, brummte er.

»Mit *sie* meinst du unsere Eltern, oder?«

Er sah sie bedeutungsvoll an. Wen denn sonst. »Was meinst du, wie begeistert sie wären, wenn ich verkünde, dass ich nach sieben Jahren magischer Ausbildung vorhabe, mich im Wald zu verkriechen?«

Gwynna hielt seinem Blick herausfordernd stand. »Ich denke, sie wären dankbar, dass du sie endlich wissen lässt, was in dir vorgeht.«

Cassion schüttelte den Kopf. Das hatte er bereits oft genug versucht. Sie würden seine Entscheidung vielleicht akzeptieren, aber sie würden sie niemals verstehen können. Und jedes Mal, wenn er sie anschaute, würde er die Enttäuschung, die Resignation in ihren Gesichtern sehen.

Er schob seinen Teller zurück und stand auf. »Entschuldige

ge mich«, wandte er sich an Gwynna, »ich muss noch einiges vorbereiten.«

Er fing Kiras Blick vom Lehrertisch auf. Sie nickte ihm aufmunternd zu. Der Stuhl in der Mitte des Tisches stand leer, zum ersten Mal, seit Cassion in diese Schule gekommen war. Professor Thimorn musste wirklich am Ende seiner Kräfte sein.

»Bist du mir böse?«, raunte Gwynna betrübt, als er sich abwandte.

Er schüttelte den Kopf. Er kannte niemanden, der ihr ernsthaft böse sein konnte. Seine Mundwinkel zuckten. »Genieß den letzten Abend als Dreizehnjährige.« Er wuschelte ihr leicht durch die Haare, wie er es früher gerne gemacht hatte.

Sie duckte sich weg und grinste. »Das habe ich vor.«

Den nächsten Tag verbrachte Cassion damit, seine Sachen zu packen und sie schon mal zu der Lichtung zu bringen, an der Creolar sich für gewöhnlich aufhielt. Viel war es nicht. Er hatte nicht vor, länger als vier oder fünf Tage unterwegs zu sein. Ein paar Wechselsachen, eine Decke, einige Vorräte. Cassion verstaute alles in einer Baumhöhle und legte einen simplen Bann darüber, um Feuchtigkeit und wilde Tiere fernzuhalten. Sofort spürte er die Dunkelheit, die ebenfalls nach draußen drängte, an seiner Seele zupfte. Ruhig atmete Cassion ein und aus und wartete, bis die aufgewirbelte Schwärze wieder zu dem Bodensatz wurde, den er beständig in sich herumtrug. Wieso nur musste er für jeden winzigen Zaubерtrick diesen Preis zahlen?

Verzweiflung stieg in ihm auf, die der Finsternis sofort neue Nahrung gab. Mit aller Kraft stieß Cassion die Faust ge-

gen die raue Rinde des Baums. Seine Haut platzte auf und er hielt sich an dem Schmerz fest, um seinen Geist und sein Gemüt zu leeren.

Creolar trabte zu ihm herüber und stieß mit der Schnauze gegen Cassions Faust. Natürlich, er war ein Raubtier und roch sofort das Blut. Creolars warme, weiche Zunge stieß vor und Cassion ließ den Pegasus bereitwillig das Blut von seiner Hand lecken, die Wunde verschließen, wohl wissend, dass jeder Tropfen das Band zwischen ihnen weiter festigte.

Es war eine uralte Magie, die in den geflügelten Pferden wohnte. Sie waren einst geschaffen worden, um Feinde aus der Luft zu bekämpfen. Und sie gehorchten nur dem, der ihren Einsatz mit seinem eigenen Blut ehrte.

Cassion streichelte Creolars seidige Flanke. »Morgen früh geht es los«, wisperte er. »Bist du bereit?«

Der Pegasus wieherte und schlug mit den Flügeln, voller Vorfreude und Ungeduld. Es fiel ihm gewiss nicht leicht, in diesem Waldstück eingesperrt zu sein. Ihm, in dessen Adern der Wind sein wildes Lied sang.

»Morgen kannst du die Flügel voll entfalten«, versprach Cassion ihm lächelnd. »Morgen kannst du mir zeigen, wie stark du bist.«

Bei dem Gedanken daran, Uyendil hinter sich zu lassen und mit Creolar zu fliegen, nicht heimlich und in der Nacht, sondern im hellen Tageslicht, wenn das Land sich unter ihm wie auf einer Handfläche ausbreitete, stieg in Cassion ebenfalls eine wilde Freude auf. Ganz egal, was danach kam, er hatte fest vor, die nächsten Tage restlos auszukosten.

Sobald er in die Akademie zurückkehrte, wurde er von Kira abgefangen. Dafür, dass sie behauptete, keine Blicke in die

Zukunft zu riskieren, wusste sie erstaunlich treffsicher, wann und wo ihre Schüler erscheinen würden.

»Ich habe etwas für dich.« Sie streckte ihm ein zusammengefaltetes Blatt Papier entgegen.

»Was ist das?«

»Der Weg zu Jarrik, dem weisen Mann, von dem ich dir erzählt habe.«

»Danke.« Mit unbewegtem Gesicht steckte Cassion das Blatt in seine Hosentasche. Er hatte nicht vor, diesen Mann jemals aufzusuchen. Er brauchte niemanden, der in ihm herumschnüffelte.

»Denk darüber nach«, sagte Kira ernst, als hätte sie seine Gedanken gelesen, und wandte sich ab.

»Hast du Gwynna gesehen?«, hielt er sie zurück.

»Ich glaube, sie ist im Garten.«

»Und meine Eltern?«

Kira schüttelte bedauernd den Kopf. »Sie haben Gwynna mitgeteilt, dass sie es nicht schaffen werden.«

Cassion nickte düster. Er hätte überrascht sein sollen, aber im Grunde hatte er damit gerechnet. Wie gut, dass er vorsorglich einen Tisch in einem gemütlichen Restaurant in der Stadt reserviert hatte.

Rasch lief er in sein Zimmer hinauf, um das Geschenk für seine Schwester zu holen, danach machte er sich auf die Suche nach ihr.

Cassion fand Gwynna im Rosengarten, wo sie am Rand eines Springbrunnens saß und scheinbar fasziniert die Wassertropfen betrachtete, die von der Oberfläche abprallten. Er war sich sicher, dass sie nichts davon sah. Es war ihr Geburtstag und ihre Eltern waren nicht erschienen.

Gewaltsam drängte er den Zorn, die Enttäuschung zu-

rück, die ihn zu überwältigen drohten. Damit, dass sie seinen Geburtstag schon zweimal verpasst hatten, konnte er leben. Doch hier ging es um Gwynna. Wie konnte etwas wichtiger sein als sie?

Etwas zischte leise und als Cassion an sich hinabsah, sah er dunkle Schwaden, die sich um seine Beine kringelten, sah das Gras, das bei ihrer Berührung verdorrte. Krampfhaft holte er Luft und tastete besorgt nach seiner Tasche, in der Gwynnas Geschenk erschrocken zitterte, als könnte es die tödliche Gefahr fühlen, die nur wenige Zentimeter von ihm entfernt lauerte.

Das brach den Bann. Cassions Wut verpuffte.

Gwynna fuhr zu ihm herum und hastig schaute er erneut an sich hinab, um sich zu vergewissern, dass die Schatten nicht mehr zu sehen waren.

Seine Schwester lächelte ihn an. Ihr Blick wanderte zu Boden und sie verzog das Gesicht. »Was ist denn hier passiert?« Sie deutete auf das verdorrte Gras.

Hastig machte Cassion einen Schritt zur Seite, in der Hoffnung, dass ihre Augen ihm folgen würden, fort von dem toten Fleck. »Vermutlich ein Schädling«, meinte er so unbekümmert wie möglich. »Mach deine Augen zu«, fuhr er fort, bevor sie ihm widersprechen, ihn darauf hinweisen konnte, dass die Pflanzen nur wenige Minuten zuvor völlig unversehrt gewesen waren.

»Wieso?« Der Ausdruck freudiger Erwartung schlich sich auf ihr Gesicht.

»Ich weiß nicht.« Er trat grinsend näher. »Vielleicht habe ich ja ein Geschenk für dich. Irgendwo.« Er tastete seine Robe ab, obwohl die Ausbuchtung unter seiner Kleidung deutlich zu sehen war.

Gwynna kicherte. »Es könnte in deiner Tasche sein.«

»Stimmt, da war etwas.« Er strahlte sie liebevoll an. »Also, Augen zu.«

Gehorsam schloss sie ihre Lider.

Behutsam holte Cassion das kleine Tierchen hervor, das sich bei seiner Berührung unverzüglich entspannte und ein leises, melodisches Geräusch von sich gab – irgendwo zwischen Summen und Schnurren.

Die Finsternis in Cassion zog sich bei dem wohligen Laut weiter zurück. Vielleicht sollte er sich ebenfalls so ein Haustier besorgen.

Gwynna riss die Augen auf, bevor er sie dazu aufforderte. Ihr Mund klappte auf. »Ist das ... Ist das ein Puffelmot?«, raunte sie verzückt und streckte ihre Hand zögernd nach dem kleinen Pelzknäuel aus.

»Ja.« Lächelnd strich Cassion ein letztes Mal über das seidig weiche Fell und reichte das Wesen an seine Schwester weiter. »Im Wald hat sich vor einiger Zeit eine Kolonie niedergelassen. Sie sind sehr scheu, ich habe sie kaum zu Gesicht bekommen, habe nur die leeren Nester gesehen. Dieses hier hat sich bei dem heftigen Sturm vor ein paar Wochen verletzt, deshalb konnte es nicht fliehen. Ich habe es gesund gepflegt und jetzt ist es zahm.«

Ehrfürchtig nahm Gwynna das kleine Tier in ihre Hände und hob es ganz nah an ihr Gesicht heran. Das Summen wurde lauter. Cassion spürte, wie es in seinem Herzen widerhallte. Das war eine der Gaben der Puffelmots – sie schenkten Frieden und Harmonie.

»Er ist so süß.« Gwynna biss sich überwältigt auf die Lippe. »So hübsch.« Sie schaute hoch. »Ich kenne niemanden, der einen hat.«

Cassion genoss ihre unverstellte Freude, genauso hatte er es sich ausgemalt.

»Du bist so süß«, wiederholte sie und rieb ihre Nase an dem weichen Pelz.

Ein glänzender Funke sprang in die Luft und Gwynna zuckte überrascht zurück. Weitere Funken lösten sich aus dem glänzenden Fell, hüllten das Wesen ein wie ein Schwarm bunter Glühwürmchen.

»Was ist das?«, fragte Gwynna fasziniert und nervös zugleich.

»Das machen sie, wenn sie glücklich sind«, erklärte Cassion sanft.

Zärtlich streichelte Gwynna ihren Puffelmot. »Das bedeutet wohl, dass du mich ebenfalls magst.«

»Du solltest ihn ein paar Tage so nah wie möglich bei dir tragen, damit er sich an dich gewöhnt. Nachher gebe ich dir das Nest, das ich gebaut habe. Sie mögen keine Käfige.«

Gwynnas Augen blitzten. »Als ob ich ihn jemals einsperren würde.«

»Das ist tatsächlich nicht nötig. Sie sind sehr reinlich und außergewöhnlich treu. Er wird nicht weglaufen.«

»Wie heißt er denn?« Sie hauchte einen Kuss auf die im Fell kaum wahrnehmbare Nase.

»Ich habe ihm keinen Namen gegeben. Du hast also freie Auswahl. Allerdings nicht jetzt«, fügte Cassion mit einem Blick auf die Sonne hinzu, die sich dem Horizont zuneigte. »Jetzt gehen wir feiern.«

Gwynnas Gestalt fiel ein klein wenig in sich zusammen.

»Ich habe Ibertus schon mitgeteilt, dass wir nicht kommen. Ohne Mama und Papa ist es irgendwie nicht dasselbe. Ich würde mich komisch in dem großen Haus fühlen.«

Obwohl sie wie alle Schüler in der Magischen Akademie lebten, gehörten Gwynna und er zu den wenigen, die regelmäßig nach Hause gehen konnten, weil sich der Sitz des Rates und somit das Haus ihrer Eltern ebenfalls in Uyendil befanden. Früher hatte Gwynna jedes Wochenende zu Hause verbracht, doch in letzter Zeit waren ihre Eltern so oft unterwegs, dass sich das Heimkommen nicht lohnte.

»Deswegen gehen wir aus. Ich habe einen Tisch im Schwanenhof reserviert«, verkündete Cassion so fröhlich wie möglich. »Ich habe Ibertus gefragt, ob er mitkommen mag, aber er hat etwas von *Hausverbot* genuschelt.«

Gwynna schaute ihren Bruder entgeistert an. »Wieso denn das?«

»Ich glaube, er hat versucht, dem Küchenchef zu erklären, wie ein richtiges Honig-Soufflé aussieht.«

»Oh nein!« Gwynna schlug sich kichernd die Hand vor den Mund.

Cassion zwinkerte. »Tja, bei Honig hört für Ibertus der Spaß auf.«

»Wie hat er es aufgenommen ... Dass wir nicht kommen, meine ich?«, fragte Gwynna, plötzlich wieder ernst.

»Ich habe ihm versprochen, dass er nach meiner Rückkehr ein riesiges Fest für uns beide ausrichten darf. Das hat ihn besänftigt.«

»Oh!« Gwynna flog Cassion um den Hals. »Das wird so toll! Du bist der beste große Bruder, den man sich wünschen kann.«

Er drückte sie fest an sich. »Ich gebe mir zumindest Mühe, Kleines.«

»Hey.« Sie boxte ihn in die Seite. »Ich bin schon vierzehn, vergiss das nicht.«

»Wie könnte ich.« Cassion lachte und nahm ihren Arm. »Jetzt sollten wir wirklich los, immerhin müssen wir bei Einbruch der Dunkelheit zurück sein.«

Gwynna ließ den Puffelmot behutsam in die Tasche ihrer dunkelblauen Robe gleiten und nahm das Buch, das neben ihr auf dem Rand des Springbrunnens gelegen hatte.

»Willst du das wirklich mitschleppen?«, erkundigte Cassion sich skeptisch.

»Ja. Elodie hat es mir heute geschenkt, es ist gerade erst erschienen. Und ich möchte dir ein paar Stellen darin zeigen.«

Neugierig beäugte Cassion den Einband. *Die Geschichte der Priesterinnen*. Er verdrehte die Augen.

»Es ist wirklich sehr informativ, ich habe schon ein bisschen reingelesen«, berichtete Gwynna eifrig, als sie losgingen. »Elodie meint, es könnte dich ebenfalls interessieren. Wenn du willst, kannst du ein eigenes Exemplar bekommen.«

Cassion lachte auf. »Glaubt sie, dass ich dadurch meine weibliche Seite entdecke?«

Obwohl er mit dem Glauben an die Göttin aufgewachsen war, hatte Cassion kaum Bezug zu dieser Religion. Egal, wie oft er zu Liskaju gebetet, wie oft er darum gefleht hatte, ihn von der Dunkelheit zu erlösen, die Göttin des Lichts hatte ihn nie erhört. Wieso sollte er sich also um sie kümmern?

Gwynna sah das anders. Sie dachte ernsthaft darüber nach, sich zur Priesterin weihen zu lassen, sobald sie erwachsen war. Das passte zu ihr. Niemand verkörperte das Licht besser als sie.

»Natürlich nicht!« Gwynna schüttelte amüsiert den Kopf. »Hier stehen wirklich spannende Dinge drin. Hast du gewusst, dass Liskaju einst auf der Erde gewandelt ist? Dass sie

ein menschliches Leben geteilt hat? Damals im Dunklen Zeitalter?»

»Nein.« Das hatte er nicht gewusst. »Und?» Er sah seine Schwester fragend an. Welche Bedeutung sollte es heute haben, was vor Tausenden von Jahren geschehen war?

»Hier steht außerdem, dass Cassia in direkter Linie von Liskaju abstammte.« Gwynna hörte sich regelrecht ehrfürchtig an. »Ist dir bewusst, was das heißt?»

»Gar nichts.« Cassion zuckte mit den Schultern. »Das hat nicht das Geringste mit uns zu tun.«

»Aber Mama ...«

»... stammt nicht von Cassia ab.« Seine Mutter kam nicht einmal aus dieser Welt. »Sie ist mit niemandem in Edingaard verwandt.«

»Trotzdem trägt sie Cassias Seele.« Gwynna schaute Cassion so hoffnungsvoll an, als müsste er ihre Aufregung teilen. »Ist das nicht faszinierend?»

Er nickte widerstrebend, mehr, um seiner Schwester den Gefallen zu tun, denn aus wirklicher Überzeugung. Sie brauchten nichts, was ihrer Mutter weitere Bedeutung verlieh, sie war gefühlt ohnehin bereits für die gesamte Welt zuständig.

Sie benötigten etwa eine halbe Stunde, um den Schwanenhof zu erreichen. Weil es ein einfacher Werktag war, war die Gaststube recht leer. Cassion ließ sich von dem Servierer zu ihrem Tisch führen, der bewusst in einer kleinen Fensternische lag. Gwynna schaute sich beeindruckt um. Sie ging noch seltener aus als er, da den jüngeren Schülern kein Ausgang von der Akademie gewährt wurde. Das würde man ihr erst in zwei Jahren gestatten, was irgendwie lächerlich war, weil sie dann vermutlich bereits ihre Ausbildung beenden würde.

Gwynna beschwerte sich nicht darüber. Wie er achtete seine Schwester darauf, sich keine Privilegien durch die Stellung ihrer Eltern zu erschleichen. Das würde bloß für böses Blut in der Akademie sorgen und davon gab es in Cassions Umfeld schon genug.

Während sie auf das Essen warteten, unterhielten sie sich über belanglose Dinge – über die beste Pflege des Puffelmots oder die Frage, wer Thimorns Nachfolge antreten würde. Um Gwynna nicht zu betrüben, machte Cassion einen weiten Bogen um die Themen, die ihm eigentlich auf der Seele brannten, wie die Abwesenheit ihrer Eltern oder sein bevorstehender Aufbruch. Erstaunlicherweise erfüllte ihn die Prüfung, die morgen für ihn beginnen sollte, mit keinerlei Nervosität. Vielleicht war er wirklich bereit, sich endlich zu beweisen, zu zeigen, dass er auf sich allein gestellt zurechtkam. Oder es war sein Unwille, Gwynna allein zu lassen, der jegliche Nervosität überlagerte.

Die Tür der Gaststätte wurde geöffnet und Gwynna reckte automatisch den Hals.

Cassion presste die Lippen zusammen und sie senkte erappt die Lider. Sie musste ihm nicht erzählen, auf wen sie so sehnlich wartete, er wusste es ohnehin.

»Sie werden nicht kommen«, betonte er sanft. Er wollte nicht, dass sie den ganzen Abend einer trügerischen Hoffnung nachhing, die schließlich enttäuscht werden würde.

»Vielleicht doch.« Sie zuckte mit den Schultern. »Mama hat versprochen, sich zu beeilen.«

Cassion schnaufte und biss sich auf die Zunge, um nichts Unüberlegtes zu sagen.

»Ich verstehe es ja«, fuhr Gwynna seufzend fort. »Mama hat heute Morgen Kontakt zu mir aufgenommen und mir al-

les erklärt. Es tat ihr so furchtbar leid. Ein Mann ist der schwarzen Zauberei angeklagt worden, sie mussten sich dessen annehmen. Du weißt selbst, wie schnell Unschuldige verurteilt werden können, wenn kein Magier da ist, um die Vorwürfe zu überprüfen. Und wenn der Mann nicht unschuldig ist, ist es umso wichtiger, dass Mama den Menschen beisteht.« Gwynna hob den Kopf und musterte Cassion scharf. »Ich sagte ihr, dass sie sich um mich keine Gedanken machen solle, nur um deinetwillen tat es mir leid.«

Überrascht riss Cassion die Augen auf. »Wieso denn das?«

»Wegen deiner Prüfung.« Sie musterte ihn forschend. »Wie kommt es, dass unsere Eltern nichts davon wussten?«

Er zuckte abwehrend die Achseln. »Ich habe seit Tagen nicht mit Mutter gesprochen. Das ist wirklich kein großes Ding.«

Gwynna schürzte die Lippen und er hielt ihrem Blick ungerührt stand.

Die Abschlussprüfung an der Akademie *war* für die meisten ein großes Ding. Oftmals reisten die Familien extra an, um den Absolventen zu verabschieden, ihm Erfolg auf seiner Reise zu wünschen. Und die Rückkehr wurde mit einem großen Fest gefeiert. Ihm selbst bedeutete das nichts. Niemand würde mit stolzgeschwellter Brust dastehen, wenn er seine Urkunde in Empfang nahm, nicht einmal er selbst.

Außerdem war es ihm lieber, wenn seine Eltern es gar nicht wussten, als wenn sie trotzdem anderen Dingen den Vorzug gaben.

»Mama hätte ihre Reise beinah abgebrochen, als sie davon erfuhr«, sagte Gwynna leise. »Ich habe sie davon abgehalten, habe gemeint, dass es dir nicht recht wäre, wenn deswegen ein Unschuldiger auf der einen oder der anderen Seite zu

Schaden käme. Das stimmt doch, oder?« Flehend streckte sie die Hand nach Cassion aus und drückte seine kalten Finger.

»Natürlich.« Er lächelte liebevoll. »Du hast alles richtig gemacht.« Der Groll auf seine Eltern wurde stärker. Gwynna hätte diese Bürde, diese Entscheidung nicht tragen sollen.

»Sie haben versprochen, sich zu beeilen«, betonte sie.

»Ist schon gut.« Er drückte aufmunternd ihre Hand. »Wir beide machen uns heute einen schönen Abend und alles andere holen wir einfach nach.«

Sie nickte erleichtert und streichelte den Puffelmot, der daraufhin ein glitzerndes Funkenmeer versprühte.

Nachdem er Gwynna in den Mädchentrakt begleitet hatte, legte Cassion sich auf sein eigenes Bett und starrte zur Zimmerdecke empor. Seine Schwester war bei jedem Öffnen der Tür, bei jeder Gestalt, die sich ihnen genähert hatte, erwartungsvoll zusammengezuckt. Obwohl sie sich bemüht hatte, ihre Enttäuschung zu verbergen, hatte er gesehen, wie ihre Schultern immer tiefer sanken und das Leuchten aus ihren Augen verschwand. Selbst der Puffelmot hatte sich irgendwann in ihre Robe verkrochen, hatte sich zusammengekuschelt und war verstummt. Diese Wesen hatten sehr feine Antennen für menschliche Stimmungen, was man von seinen Eltern leider nicht behaupten konnte.

Wie hatten sie nur einen Moment annehmen können, es wäre in Ordnung, ihre Kinder im Stich zu lassen?

Wie hatten sie das Gwynna bloß antun können? Oder ihm.

Es war ja nicht so, als stünden ihnen keine Möglichkeiten zur Verfügung. Seine Mutter war derzeit die vermutlich einzige Person in ganz Edingaard, die ein Portal zu öffnen ver-

mochte. Sie hätten innerhalb weniger Minuten in Uyendil sein können. Sie konnten sich die ganzen Wege sparen.

Aber nein. Es ging darum, Präsenz zu zeigen, ansprechbar für die Menschen zu sein. Daher zogen sie tage-, wenn nicht wochenlang auf ihren Pferden durchs Land. Und natürlich fand sich unterwegs immer jemand, der ein Anliegen hatte, der Hilfe benötigte oder Schutz.

Cassion ballte die Hände zu Fäusten, spürte, wie die Wut in ihm aufstieg, sich mit der wirbelnden Dunkelheit in seinem Inneren vermischte. Rot-schwarze Schwaden erfüllten ihn, drängten hinaus, drohten ihn zu ersticken. Er keuchte und kämpfte um die Kontrolle. Er musste seiner Wut irgendwie Ausdruck verleihen, ihr ein Ventil geben, bevor sie ihn überwältigte.

Bevor er wusste, was er tat, stieß Cassion seinen Geist in den Äther. Es benötigte nur die Dauer eines Wimpernschlags, um das Licht seiner Mutter zu finden, das so hell wie ein Stern erstrahlte. Einen Gedanken später hatte er es erreicht und stieß gegen die Barriere, die ihren Geist umgab.

Erschüttert hielt Cassion inne. Nie zuvor war diese Tür für ihn verschlossen gewesen.

»Mutter!« Er zupfte an dem Band, das sie selbst geknüpft hatte, das alle Mitglieder ihrer Familie miteinander verband.

»Cassion?« Sie klang abgehackt, widerwillig und besorgt.
»Was ist los?«

»Ich ... Ich muss mit dir reden.«

»Geht es euch gut?«

Nein, wäre die ehrliche Antwort gewesen. Es ging ihm *nicht* gut. Und Gwynna ebenfalls nicht. »Wir sind unversehrt«, presste er mühsam hervor, beantwortete den leichteren Teil ihrer Frage.

»Gut.« Sie klang erleichtert und abgelenkt. »Es tut mir so leid wegen heute. Ich kann hier nicht weg.« Ihre Stimme brach ab, als würde etwas anderes ihre ganze Aufmerksamkeit erfordern. »Viel Glück für morgen, unsere Liebe wird dich auf jedem Schritt begleiten.« Die Verbindung brach ab, die Tür in ihrem Geist schlug zu, sperrte ihn so gründlich aus wie eine undurchdringliche Mauer und ließ ihn allein in der Leere des Äthers zurück.

Cassion stockte, betrachtete das helle Licht vor sich, das auf einmal so kalt und abweisend wirkte.

Sie hatte nicht einmal gefragt, was er gewollt hatte. Nicht einmal wenige Minuten hatte sie für ihren Sohn erübrigen können. Weil etwas anderes so viel wichtiger war als er. Die Enttäuschung, der Zorn schnürten Cassion die Kehle zu. Ohne einen weiteren Gedanken an seine Mutter zu verschwenden, drehte er sich um und raste in seinen Körper zurück.

Keuchend setzte er sich auf, sah die Rauchschwaden, die sich um ihn schlängelten, und war – wie so oft in letzter Zeit – überaus dankbar für das Privileg eines Einzelzimmers, das ihm seit ungefähr einem Jahr zustand.

Mit fließenden Bewegungen erhob er sich vom Bett. Er musste hier raus, musste sich abreagieren, die Macht irgendwie ableiten, die ihn zu zerreißen oder zu verschlingen drohte.

Cassion stolperte aus seinem Zimmer und eilte den Gang entlang, der zur Treppe und nach draußen führte. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er sich direkt auf Creolars Rücken geschwungen und wäre mit ihm in die Nacht davongestürzt, auf schnellen Schwingen dem Iatla-Gebirge entgegen.

Aber er hatte Gwynna versprochen, sich morgen von ihr zu verabschieden. Er war nicht wie seine Mutter. Er stand zu seinem Wort.

Das Eingangstor war verschlossen. Ohne innezuhalten, entriegelte Cassion mit einem einzigen Gedanken das schwere Schloss. Die Schatten tanzten ohnehin bereits um ihn herum, da fiel das bisschen, das er mit dem Zauber heraufbeschwor, nicht ins Gewicht.

So schnell er konnte, rannte Cassion an den Ausläufern der zur Ruhe kommenden Stadt vorbei, bis er den Wald erreichte, und weiter in die schützende grüne Umarmung hinein. Unter den mächtigen Kronen herrschte undurchdringliche Finsternis, die Sonne war längst untergegangen und das Licht des Mondes drang nicht durch das dichte Blätterdach. Cassion kümmerte es nicht, er hätte dem Weg mit geschlossenen Augen folgen können, so oft hatte er ihn in den letzten Jahren beschritten – auf der Suche nach Ruhe, nach Abgeschiedenheit, nach Trost.

Der Wald mit all seinen Geräuschen und den Wesen, die in ihm hausten, flößte Cassion keine Angst ein. Selbst die wildesten Tiere mieden ihn, als würden sie die unheimliche Kraft riechen, die in ihm wohnte.

Bald war Cassions Hemd schweißdurchtränkt, trotzdem hielt er nicht inne, rannte mit aller Kraft, in dem fruchtlosen Versuch, den Dämonen, die in ihm tobten, zu entkommen. Bei jedem Schritt hörte er das Gras knisternd verdorren und flehte darum, nicht unwissentlich noch mehr Schaden anzurichten. Er schlug einen weiten Bogen um Creolars Lichtung, weil er den Pegasus nicht aufscheuchen und ihn erst recht nicht verletzen wollte. Also lief er einfach weiter, ziellos durch den nächtlichen Wald.

Irgendwann, als sein Atem bloß ein lautes Keuchen war, sein Herz in seinen Ohren hämmerte und die Wut zu einem dumpfen Pulsieren in der Magengrube geschrumpft war,

machte Cassion sich ausgelaugt und erschöpft auf den Rückweg.

Er fühlte sich weder befreit noch besänftigt, doch zumindest war er müde genug, um endlich schlafen zu können.

Er machte sich nicht einmal die Mühe, sich zu waschen, zog sich nur das feuchte Hemd über den Kopf und warf die am Saum mit Walderde und Asche beschmierte Hose über den Stuhl.

Dann ließ er sich rücklings ins Bett fallen, schloss die Augen und ergab sich einem besinnungslosen Schlaf.

»CASSION!!! GWYNNA!!!«

Cassion setzte sich abrupt auf und schaute sich mit wildem Blick um.

»GEHT ES EUCH GUT?! GWYNNA?«

Mit hämmerndem Herzen sprang er auf und rannte halb nackt zur Tür.

»Cassion?«

Die Hand bereits an der Türklinke, erkannte er, dass die Stimmen gar nicht von draußen kamen, wie er im ersten Moment gedacht hatte, dass sie lediglich in seinem Kopf ertönten. Es war seine Mutter, die ihn rief.

»Was ist?«, brummte er mürrisch und senkte seine Barriere. Sicherheitshalber linste er in den dunklen, stillen Flur. Es gab tatsächlich keine Spur eines Aufruhrs. Er gähnte. Draußen verblassten die letzten Sterne. Er hatte kaum geschlafen in dieser Nacht. »Weißt du eigentlich, wie spät es ist?«, schickte er durch die mentale Verbindung seiner Mutter vorwurfsvoll zu.

»Geht es euch gut?« Erleichterung färbte ihre Stimme.

»Ich denke schon, ich habe geschlafen. Was ist los?« Er

warf sich wieder auf sein Bett. Was konnte so wichtig sein, dass sie sich plötzlich an ihn erinnerte?

»Ma?«, mischte sich nun Gwynnas schlaftrunkene Stimme in das Gespräch ein.

»Ist wirklich alles in Ordnung?«

»Ja«, entgegnete Cassion irritiert.

»Seid ihr in der Akademie?«

»Wo denn sonst?«

»Rührt euch nicht vom Fleck, bis wir euch holen kommen. Wir sind gleich da.«

Jede Schläfrigkeit fiel von Cassion ab. Gwynna wirkte ebenfalls zutiefst alarmiert. »Was ist passiert?«

»Wir sind angegriffen worden. Von einem Umbra.«

Cassion saß schweigend auf seinem Bett. Mit gesenktem Kopf starrte er auf seine ineinander verschränkten Finger und wartete, obwohl er in der Tiefe seiner Seele ahnte, dass es keinen Grund zur Sorge gab. Weder er noch Gwynna oder die Akademie waren in Gefahr. Der Angriff hatte allein seinen Eltern gegolten.

Mit einem verzweifelten Seufzen vergrub Cassion das Gesicht in den Händen, krallte die Nägel in seine Kopfhaut und zählte die Atemzüge, bis seine Eltern erschienen, bis die Stunde der Wahrheit für ihn schlug.

Sie waren von einem Umbra angegriffen worden. Oder sie glaubten zumindest, dass es so war.

Er hatte von diesen Dämonen gehört, die vor seiner Geburt durch einen Riss zwischen den Welten nach Edingaard gekommen waren und furchtbares Leid und Verwüstung über die Menschen gebracht hatten. Bis es seiner Mutter gelungen war, das Monster aufzuhalten, das sie befahligte.

Seitdem hatte niemand eine Spur dieser Gestalten zu Gesicht bekommen.

Er konnte nicht sicher sein.

Und doch ...

Umbras wurden als fleischgewordene Schatten beschrieben, unglaublich schnell, stark und tödlich.

Wie die Schatten, die in ihm selbst lauerten, die ihn gestern beinahe verschlungen hätten, und die plötzlich so sanft und zufrieden auf dem Grund seiner Seele schlummerten, als hätten sie sich vollends ausgetobt.

Hatte er sie – ohne es zu wollen – auf seine Eltern gehetzt? Hatte die Dunkelheit seinen geheimen Wünschen gehorcht? Weil er so wütend gewesen war. Weil er seine Mutter hatte fühlen lassen wollen, wie sehr sie Gwynna, wie sehr sie ihn verletzt hatte?

Cassion schluckte und stand ruckartig auf. Vielleicht sollte er einfach gehen, weit weg von allen, die er liebte und die er durch seine bloße Gegenwart in Gefahr brachte.

Seine Eltern *waren* weit weg gewesen, er wusste nicht genau, wo zuletzt, auf jeden Fall mehrere Reitstunden entfernt. Wenn es tatsächlich ... *er* ... gewesen war, der sie angegriffen hatte, schien die Entfernung keine große Rolle zu spielen.

Cassions Blick glitt zu dem Schwert, das sein Vater ihm zu seinem fünfzehnten Geburtstag geschenkt hatte und das seitdem weitgehend unbeachtet unten im Regal lag. Sein Vater hatte natürlich dafür gesorgt, dass Cassion damit halbwegs umgehen konnte, freiwillig nahm Cassion es jedoch nie in die Hand.

Könnte das die Lösung seiner Probleme sein?

Ein Stich, ein Schnitt, sauber und schnell. Und die Gefahr wäre für alle gebannt.

Seine Hände begannen zu zittern.

Er hatte eine Bestie auf seine Eltern gehetzt, bloß weil sie sich verspätet hatten, weil sie Menschen in Not hatten helfen wollen. Er selbst war nicht besser als die Dämonen.

Er hörte ihre Schritte und Stimmen im Flur, kurz bevor es an der Tür klopfte. Cassion bemühte sich, sein Gesicht unter Kontrolle zu bringen. Was sollte er ihnen sagen, wie ihnen begegnen?

Die Tür ging auf und seine Mutter stürmte herein. Sie war nach wie vor eine schöne Frau, stattlich, groß und schlank. Am auffälligsten an ihr waren allerdings ihre Augen, die ihn mit so viel Liebe, so viel Sorge musterten, dass Cassions Brust sich zusammenzog.

Sie lief auf ihn zu und riss ihn in ihre Arme. Sofort umfing ihn der vertraute Duft nach Citruskraut und Sonnenschein. Cassion schloss die Augen und genoss die tröstliche, wenn auch trügerische Sicherheit, die ihre Gegenwart ihm bot. Sie streichelte sein Haar, sein Gesicht, zog ihn zu sich herab und küsste seine Wange.

»Der Göttin sei Dank!«, raunte sie schließlich und ließ ihn los. »Ist wirklich alles in Ordnung?«, fügte sie mit einem scharfen Blick in Cassions Gesicht hinzu.

»Ja.« Die Lüge schmeckte rau und pelzig auf seiner Zunge. »Ich habe mir bloß Sorgen um euch gemacht.«

Über ihre Schulter sah Cassion seinen Vater an, an dessen Seite sich Gwynna Schutz suchend schmiegte. Er löste sich behutsam von seiner Tochter und trat vor, um seinen Sohn in eine kurze, feste Umarmung zu ziehen.

»Was genau ist geschehen?«, wagte Cassion die Frage zu stellen, die ihn über alle Maßen quälte.

»Ich weiß es nicht genau«, gab seine Mutter zu. Müde

lehnte sie sich an den Schreibtisch. »Wir wollten die Nacht durchreiten, um zumindest rechtzeitig da zu sein, um dich zu verabschieden.« Sie streifte Cassion mit einem liebevollen Blick, der ihn sich noch elender fühlen ließ als ohnehin schon.

»Wieso habt ihr kein Portal benutzt?«, fragte Gwynna zögernd.

»Wir wollten die Pferde nicht zurücklassen.« Seine Mutter zuckte entschuldigend mit den Achseln, und Cassion beschlich das Gefühl, dass das nicht die ganze Wahrheit war. Sie wirkte ausgelaugt. Bisher hatte er die feinen Linien um ihre Augen und ihren Mund nie so deutlich gesehen. Sie rieb sich auf, hin- und hergerissen zwischen dem größeren Wohl und dem ihrer Kinder. Und er trug mit seinem kindischen Groll dazu bei. Ein Portal kostete Unmengen von Energie, nicht umsonst war sie die Einzige, die dazu imstande war. Vermutlich hatte sie ihre Kräfte sparen wollen.

»Seid ihr verletzt?«, fragte Cassion etwas zu spät und ohne ihnen in die Augen zu sehen.

»Nein.« Es war sein Vater, der das Wort ergriff. »Der Umbra war allein, er stellte kein Risiko für uns dar.«

»Außerdem war er nicht so stark wie seine Vorgänger. Er hatte irgendwie weniger ... Konsistenz. Ihm fehlte die tödliche Entschlossenheit.« Cassions Mutter seufzte ratlos. »Ich kann es nicht besser beschreiben.«

»Dann ist doch alles gut, oder?«, fragte Gwynna mit dünner Stimme. Hoffnungsvoll sah sie die Eltern an. »Er ist tot.«

»Seit zwanzig Jahre wurde kein Umbra mehr gesichtet«, erwiderte ihr Vater ernst. »Wir müssen rausfinden, woher er kam, was er hier wollte.«

»Und ob ihm weitere folgen werden«, fügte Mutter düster hinzu.

Das würden sie nicht. Dafür würde Cassion sorgen. Wenn seine Macht selbst seine Eltern erschütterte – den stärksten Krieger und die mächtigste Magierin des Neuen Zeitalters –, würde er sie nie wieder nach außen dringen lassen, er würde sie einsperren, sie und jedes Gefühl, von dem sie sich nährte.

»Seid ihr sicher, dass es ein Umbra war?«, fragte Cassion. Er wollte ihnen die Angst nehmen, ihnen begreiflich machen, dass keine Gefahr mehr bestand. Es war *kein* Dämon gewesen, sondern ihr eigener Sohn.

»Was soll es sonst gewesen sein?« Seine Mutter fuhr sich erschöpft über die Stirn.

Da war sie, seine Gelegenheit, es ihnen zu beichten. Sie zu fragen, ob sie einen Ausweg wussten. Doch er schwieg. Wenn sie erfuhren, wer, *was* er war, würde sich die Sorge in ihren Gesichtern in Abscheu verwandeln. Sie würden ihn einsperren, ihn unschädlich machen müssen. Ihren eigenen Sohn, den sie gegen Elaina so tapfer verteidigt hatten. Es würde ihnen das Herz brechen.

Gwynna würde ihn nie wieder mit Vertrauen, sondern voller Angst und Hass ansehen.

Er würde sich selbst um sein Problem kümmern. Vielleicht konnte er Elaina aufsuchen, nachdem seine Prüfung beendet war. Sie kannte die Vergangenheit und die Zukunft, vielleicht hatte sie einen Rat für ihn.

»Und was jetzt?«, fragte Gwynna zitternd.

Vater nahm Cassions Decke und legte sie ihr über die Schultern. »Ich schlage vor, wir gönnen uns alle ein paar Stunden Schlaf«, sagte er ruhig. »Ich bleibe bei Cassion, während du mit Mama in ein Gästezimmer gehst.«

Gwynna nickte erleichtert. Cassion schüttelte jedoch den Kopf. »Das ist nicht nötig. Ich komme zurecht.«

Vaters Mundwinkel hoben sich im Anflug eines Lächelns »Das weiß ich. Ich könnte allerdings deutlich besser schlafen, wenn du in meiner Nähe bleibst.«

»In ein paar Stunden muss ich ohnehin aufbrechen«, wehrte Cassion ab. Er wollte keinen von ihnen in seiner Nähe haben. Nicht solange er keinen Weg gefunden hatte, diese Kraft so tief zu vergraben, dass sie niemandem mehr schaden konnte. Cassion lauschte in sich hinein. Derzeit war alles still, die Schlange schlief, aber er vermochte nicht zu sagen, wann sie sich erneut regen, wann sie die Giftzähne sprungbereit entblößen würde.

»Die Prüfung wird verschoben«, entgegnete seine Mutter entschlossen.

»Wird sie nicht«, widersprach er scharf. Diese Reise war das Einzige, woran er sich klammern konnte, sein Ausweg, die Gelegenheit zum Nachdenken, zum Ausprobieren fernab von Menschen, denen er wehtun konnte.

Seine Mutter blinzelte erstaunt. »Du kannst nicht fort. Wir wissen nicht, welche Gefahren außerhalb dieser Mauern auf dich lauern mögen.«

Herausfordernd begegnete Cassion ihrem Blick. »Ist das nicht der Sinn dieser Prüfung?«

»Cassion ...«, setzte sie beschwörend an.

»Lass ihn gehen.« Beim Klang der Stimme seines Vaters fuhr Cassion überrascht herum. »Er ist bereit, er ist erwachsen«, sagte Vater ernst. »Und was immer geschieht, wir sind nur einen Gedanken weit entfernt.«

»Trotzdem wäre es mir lieber, er würde die Akademie nicht verlassen, bis wir wissen, was los ist.«

Sie so erschüttert, so besorgt zu sehen, war mehr, als Cassion ertragen konnte. Er musste sie dazu bringen, ihn gehen

zu lassen, schon um ihrer selbst willen. »Gilt das auch für alle anderen?«, fragte er. »Darf niemand mehr das Haus verlassen?«

»Natürlich nicht ...«

»Und wieso ich?«

Sie sah ihn flehend an. »Weil du mein Sohn bist. Weil ich es nicht ertragen würde, wenn dir etwas zustößt.«

Er zuckte mit den Schultern, versuchte, den Schmerz in ihrem Gesicht nicht an sich ranzulassen, der eigenen Sehnsucht keinen Platz einzuräumen. »Es gibt keinen Hinweis dafür, dass mir irgendeine Gefahr droht. Der Angriff geschah meilenweit von hier und wenn überhaupt, wart ihr das Ziel. Außerdem«, er fixierte sie und spielte seinen letzten Trumpf aus, »dein Schutzzauber begleitet mich ohnehin auf Schritt und Tritt.«

»Du weißt davon?« Er meinte, Stolz in ihren Augen aufblitzen zu sehen.

Wie gering musste ihre Meinung von ihm sein, wenn sie so etwas als lobenswerte Leistung empfand? »Ich mag kein Magier der ersten Ordnung sein«, brummte er, »aber ich bin nicht völlig gabenlos.«

»So habe ich das nicht gemeint«, betonte sie hastig und der mahnende Blick seines Vaters fiel auf ihn.

»Gut.« Cassion wollte sich nicht mit ihnen streiten. »Der Prüfungstag ist angebrochen.« Er deutete zum Fenster, wo der erste Silberstreif gerade am Horizont erschien. »Ihr kennt die Regeln und ihr habt nicht die Macht, sie außer Kraft zu setzen.«

Seine Mutter senkte den Kopf, sie gab sich geschlagen. »Pass auf dich auf.« Sie streckte die Arme nach ihm aus und zögernd folgte Cassion der stummen Einladung, ließ sich an ihre Brust ziehen.

Dann löste er sich behutsam aus ihrem Griff. »Vertrau mir«, bat er sie leise.

»Das tue ich.« Er wusste, wie schwer ihr dieses Zugeständnis fiel.

»Du packst das schon.« Die Hand seines Vaters legte sich fest auf Cassions Schulter. »Denk bloß daran, dass unnötige Risiken kein Zeichen von Mut oder Stärke sind ...«

»... sondern von Dummheit«, beendete Cassion den Satz, den sein Vater ihm seit Jahren eintrichterte, mit einem schmalen Lächeln. Wenn dies von irgendwem anders gekommen wäre, hätte er es vermutlich nicht geglaubt. Aber sein Vater war ein Krieger durch und durch – ehrenhaft, selbstlos, unbesiegbar. Sogar mit dem Grau, das seinen Bart inzwischen färbte, kannte Cassion niemanden, der ihm mit einem Schwert in der Hand ebenbürtig wäre.

»Genau.« Sein Vater grinste. »Glaub mir, ich habe einiges Lehrgeld in meiner Jugend bezahlt, bis ich das begriffen habe. Spar dir deins also für andere Dinge auf.«

Ein Teil des Gewichts wich von Cassions Seele. Niemand war unfehlbar, nicht einmal seine Eltern. Und sie erwarteten dies nicht von ihm.

Seine Mutter streichelte über seinen Arm. »Wir warten unten auf dich, um dich zu verabschieden. Du solltest dich fertig machen.«

»Passt auf Gwynna auf.« Seine Schwester hatte sich auf seinem Bett zusammengerollt und hatte Mühe, die Augen offen zu halten. Er würde sie sehr vermissen. Cassion zögerte einen Wimpernschlag, horchte in sich hinein, wog ab, ob er es riskieren konnte. Die Schlange schlief nach wie vor. Behutsam löste er einen winzigen hellen Faden von seiner Gabe und schickte ihn seiner Schwester, fügte seinen eigenen

Schutz dem ihrer Mutter hinzu. Wie winzig er im Vergleich auch sein mochte, er würde dazu beitragen, dass seine Schwester sicher und unversehrt blieb.

KAPITEL 3



Cassion beugte sich so weit nach vorn, dass seine Wange Creolars seidige Mähne berührte, während der Pegasus sich mit kräftigen Flügelschlägen in die Luft erhob und eine Lücke in den dichten Baumkronen suchte. Zweige kratzten über Cassions Kleidung, als wollten sie ihn nicht gehen lassen. Creolar legte die Flügel an und schoss wie ein Pfeil durch den grünen Vorhang nach vorn. Gleißendes Sonnenlicht blendete Cassion, während der Pegasus die Flügel erneut ausbreitete und ihn weiter nach oben trug.

»Das hast du gut gemacht!« Überschwänglich tätschelte er Creolars Hals, atmete befreit durch und ließ seinen Blick schweifen. Es war noch schöner, als er es sich vorgestellt hatte.

Die Sonne badete sie in ihrem goldenen Licht und obwohl der Wind ihm ins Gesicht biss und an seiner Kleidung zerrte, nahm er die Kälte kaum wahr. Seine Hände, die sich in Creolars Mähne krallten, waren angenehm warm, als würde der Pegasus dafür sorgen, dass es seinem Reiter gut ging.

Tief unter ihnen erwachte Uyendil allmählich zum Leben. Die Stadt war die vermutlich bunteste in ganz Edingaard. Obgleich sie im Hoheitsgebiet von Fallandar lag, gehörte sie zu keinem Reich, keinem Volk. Alle waren hier willkommen,

solange sie die Regeln respektierten. Das war der Sitz des Hohen Rates und der Magischen Akademie, vor zwanzig Jahren an derselben Stelle neu gegründet, an der sie einst dem Erdboden gleich gemacht worden war. Um ein Zeichen zu setzen für Einheit, Frieden und Gerechtigkeit.

Schon bald lag Uyendil hinter ihnen und Cassion ließ den Pegasus ein wenig höher steigen. Er war zwar in einer offiziellen Mission unterwegs, trotzdem hatte Kira ihm eingeschärft, nicht unnötig Aufmerksamkeit zu erregen.

Mit jedem Flügelschlag, der ihn von seinem Zuhause fortbrachte, fühlte Cassion sich befreiter. Hier gab es niemanden, den er enttäuschen oder gefährden konnte. Niemanden, der irgendwelche Anforderungen an ihn hatte. Er hob den Kopf und spürte, wie sich seine Lungen füllten, wie sein Herz sich öffnete. Pure Freude durchströmte ihn und er lachte, lachte aus vollem Hals, zum ersten Mal seit Jahren.

Creolar stimmte mit einem wilden Wiehern ein, als wusste er genau, was in Cassion vorging, als ginge es ihm ähnlich. Sie waren beide zu lange eingesperrt gewesen, zu lange hatten sie das getan, was andere von ihnen erwartet hatten. Cassion streichelte Creolars glänzende Flanke. Selten hatte er sich einem Lebewesen so verbunden gefühlt wie diesem geflügelten Pferd, das seiner Bitte, ohne zu zögern, gefolgt war, das genauso sehr wie er darauf brannte, seine Flügel endlich selbstbestimmt entfalten zu können.

Vielleicht hatte Kira ihn deswegen auf diese Reise geschickt, mit einer Aufgabe, die keinerlei Herausforderung für ihn darstellte. Damit er sah, wie groß die Welt außerhalb der Akademiemauern war, abseits des Weges, den seine Eltern für sich gewählt hatten.

Die Sonne hatte den Zenit längst überschritten, als Creolars Flügelschläge allmählich langsamer wurden und ein feiner Schweißfilm auf seine Flanken trat.

Cassion hielt nach einem sicheren Landeplatz Ausschau, zwischen all den Dörfern und Feldern, die unter ihnen dahinzogen. Endlich entdeckte er einen kleinen Wald und beugte sich an Creolars Hals heran, um ihn dem Wesen zu zeigen. »Da vorne können wir rasten«, raunte er ihm ins Ohr und der Pegasus beschrieb einen sanften Bogen, als hätte er seinen Reiter genau verstanden.

Nicht zum ersten Mal fragte Cassion sich, wie klug diese Tiere eigentlich waren und wie genau die Verbindung durch das Blutopfer funktionierte. Wie mächtig mussten die Magier einst gewesen sein, um solche Wesen erschaffen zu können. Leider war das meiste Wissen mit deren Tod und der Vernichtung der ersten Akademie verloren gegangen.

Nicht nur bei Nachforschungen über die geflügelten Pferde war Cassion schnell an die Grenzen der Schulbibliothek gestoßen, sondern auch bei der Frage, was mit ihm selbst passierte.

Die schwarze Schlange in ihm hob träge den Kopf, als hätte er sie mit diesem Gedanken aufgerüttelt.

Creolar schnaubte und Cassion leerte hastig seinen Geist. Er wusste nicht, wie der Pegasus auf seine dunkle Seite reagieren würde, und legte keinen Wert darauf, es herauszufinden – erst recht nicht hoch oben in der Luft.

»Dort können wir landen.« Er deutete auf eine kleine Lichtung und Creolar gehorchte unverzüglich. Der Hengst ging in einen so steilen Sinkflug über, dass Cassion sich an ihn klammern musste, um nicht herunterzufallen. »Das üben wir noch«, beschwerte er sich halblaut, als Creolars Hufe hef-

tig auf dem weichen Waldboden aufschlugen. Cassion wurde durchgerüttelt und glitt förmlich von Creolars Rücken.

Zitternd blieb der schwarze Hengst stehen und schüttelte seine Flügel so, wie ein Mensch seine verspannten Schultern kreisen lassen würde.

Cassion fing Creolars Kopf ein und streichelte ihm über die Stirn. »Danke«, sagte er ernst und mit einem Anflug schlechten Gewissens. Er hatte nicht daran gedacht, dass der Hengst solch lange Flugstrecken nicht gewohnt war. »Heute bleiben wir hier und ruhen uns aus«, entschied er. Soweit er es beurteilen konnte, hatten sie fast ein Drittel der Flugstrecke geschafft. Morgen würde er es etwas langsamer angehen lassen und die Nacht geschützt im Anjun-Wald verbringen. Danach würden sie sehr aufpassen müssen, um außerhalb der Sichtweite von Menschen zu bleiben. Denn das letzte Stück ihrer Route führte gefährlich nah an Callara vorbei, einem Reich, in dem Magie in jedweder Form streng geahndet wurde. Es wäre den Menschen durchaus zuzutrauen, dass sie den Pegasus zuerst vom Himmel schossen und anschließend Fragen stellten, wenn überhaupt.

Cassion hatte genügend Geschichten über Lord Drennag, den Herrscher dieses Landstrichs, gehört, um zu wissen, dass die Callaraner diesbezüglich keine Skrupel besaßen. Es war das einzige im Rat vertretene Reich, das sich nach wie vor weigerte, das Dekret gegen Hexenverbrennung zu unterzeichnen.

Cassion hoffte sehr, dass er niemals mit diesen Leuten in Berührung kommen würde. Die Abscheu, mit der seine Eltern über Drennag sprachen, reichte ihm völlig.

Der Pegasus schnaubte und stupste Cassion so stark gegen die Schulter, dass er einen Schritt zurücktaumelte.

»Schon gut«, brummte Cassion und machte sich daran, sein Gepäck abzuladen. Nachdem er fertig war, schulterte er den Bogen. »Ich schau mal, dass ich uns etwas zu essen besorge.«

Creolar stampfte unwillig mit dem Huf.

»Tut mir leid, für dich ist es zu gefährlich. Der Wald ist nicht sonderlich groß und es ist viel zu hell.«

Creolar stampfte erneut.

»Nein«, betonte Cassion entschieden. »Du wartest hier, ich bin gleich zurück.« Er hielt den Blick des Wesens mit seinem eigenen fest, bis Creolar widerwillig den Kopf senkte. »Danke«, sagte Cassion und huschte davon.



Ein Raunen drang durch die große Halle, in der sich die Bittsteller versammelt hatten. Wie auf einen stummen Befehl hin teilte sich die Menge und gab Drennag den Blick auf eine Frau frei. Eine wunderschöne Frau, die sich mit der Anmut und dem Selbstbewusstsein einer Königin hielt.

Das schwarze, samtene Kleid hob sich von ihrer hellen Haut ab und umschmeichelte ihre wohlgeformte Gestalt, während sie mit hoch erhobenem Kopf auf seinen Thron zuschritt. Eine Fülle dunkler Haare ergoss sich auf ihre Schultern, sie trug keinerlei Schmuck bis auf eine glänzende schwarze Kette über ihrem ausladenden Dekolleté, die seine Aufmerksamkeit unverzüglich auf sich zog.

Er räusperte sich, während er die Frau einzuschätzen versuchte. Die Impertinenz, mit der sie seinen forschenden Blick erwiderte, reizte ihn genauso sehr wie Aura der Macht, die sie umgab.

Wäre die schwarze Kette um ihren Hals nicht gewesen, er hätte sie für eine Magierin gehalten. So aber ... Er wusste es beim besten Willen nicht.

Einen Schritt zu nah am Thron blieb sie schließlich stehen und neigte leicht den Kopf. Es lag keine Unterwürfigkeit in dieser Geste, sie wirkte eher wie ein Gruß unter Gleichgestellten.

»Wer seid Ihr?«, erkundigte Drennag sich schroff, in dem Bemühen, seine Verwirrung zu überspielen. Sein Blick zuckte zu dem Ring an seiner Hand, in dem ein ähnlicher Stein gefasst war wie die, die sie um den Hals trug, obgleich seiner weder so groß noch so rein schien wie die ihren.

Ein leichtes Lächeln trat auf ihre Lippen, als wüsste sie genau, was in ihm vorging, welche Rätsel sie ihm aufgab. »Eine ... Freundin.«

Ihm entging nicht ihr kurzes Stocken, als wollte sie deutlich machen, dass ihr Wohlwollen durchaus vorübergehend sein konnte.

»Das wüsste ich«, entgegnete er glatt und ließ sie den Stahl in seiner Stimme hören, der sein Lächeln Lügen strafte. »Ich lege Wert darauf, mir meine Freunde selbst auszusuchen.«

Erneut neigte sie ihren Kopf, zustimmend und belustigt. »Dann hoffe ich, dass Ihr mir diese Gunst gewährt.«

»Wieso?«

Drennag überdachte seine Möglichkeiten. Wer immer sie war, sie war gefährlich. Dessen war er sich sicher, obgleich sie keine Waffen bei sich trug und mit Sicherheit keine Magie wirken konnte. Nicht mit dieser Kette um ihren Hals und erst recht nicht in seinem Thronsaal, in dessen Wände unzählige dieser schwarzen Steine eingelassen waren. Seine Wachen sollten keine Schwierigkeiten mit der Frau haben.

Vorher musste Drennag allerdings die Leute hier raus-schaffen. Was auch immer sie wollte, es war gewiss nicht für die Öffentlichkeit bestimmt.

Er gab dem Kommandanten der Palastwache ein Zeichen. Der Mann verstand sofort, ohne Fragen zu stellen. Still und unnachgiebig scheuchten seine Soldaten die Besucher hinaus.

Amüsiert drehte die Fremde den Kopf und sah sich um, während die Menschen teils murrend, teils erleichtert den Saal verließen.

Nachdem der Letzte gegangen war, wandte sie sich wieder Drennag zu. »Meine Freundschaft könnte Euch erhebliche Vorteile verschaffen, mein Lord«, sagte sie, als wären sie keinen Moment unterbrochen worden. Ihre Finger spielten lasziv mit der Kette um ihren Hals und ihre Stimme klang überaus verführerisch. Ihr Blick blieb im Gegensatz dazu berechnend und kalt.

»Eine interessante Kette, die Ihr da habt«, entgegnete Drennag. Diese Kette war das Einzige an ihr, das er begehrte. Das Einzige, das ihn davon abhielt, sie auf der Stelle töten zu lassen.

»Nicht wahr?«, schnurrte sie. Die glänzend geschliffenen Steine klirrten leise unter ihren Fingern. »Ich kann Euch zeigen, wo es mehr davon gibt.«

Drennag runzelte die Stirn. Er hatte einen Großteil seines Reiches durchsuchen lassen, er war sich sicher, dass ihm kaum ein Krümel des wertvollen Minerals entgangen war, das jegliche Magie neutralisieren konnte. Dennoch hatte er keine Steine in dieser Reinheit gefunden. Und sie behauptete, dass es mehr davon gab?

Er presste die Lippen zusammen. Gier und Vorsicht stritten in seinem Geist. Wenn es wahr war, was diese Frau be-

hauptete, wenn sie ihm wirklich weitere Steine beschaffen konnte, könnte es das Zünglein sein, das die Waage der Macht zu seinen Gunsten ausschlagen ließ. Wenn es ihm gelang, nicht nur ein paar Offiziere, sondern seine ganze Armee damit auszustatten, konnte er endlich den Feldzug beginnen, den er seit zwanzig Jahren plante. Er könnte alles Magische vom Angesicht der Erde tilgen, könnte den Vormarsch der Magier, die über kurz oder lang ganz Edingaard beherrschen würden, wenn ihnen niemand Einhalt gebot, endlich aufhalten.

Vorausgesetzt, die Frau sprach die Wahrheit.

»Habt Ihr einen Beweis für Eure Worte?«

Sie griff in eine Falte ihres Gewands und holte betont langsam einen faustgroßen Stein hervor, den sie ihm so unbekümmert zuwarf, als wäre er ein wertloser Kiesel. Drennag fing den Stein geschickt auf. Er musste nicht hinsehen, um zu wissen, dass er echt war. Die Kühle des Minerals drang in seine Haut, er spürte das vertraute, kaum wahrnehmbare prickeln.

Die Frau lächelte wissend. »Seht es als ein Geschenk an.«

Nun senkte Drennag doch den Blick. Ein paar Splitter dieses Minerals reichten aus, um einen Mann gegen jegliche Art von Magie abzuschirmen. Der Stein, den er in der Hand hielt, würde für mindestens ein Dutzend Soldaten reichen.

»Was verlangt Ihr dafür?«

»Wie ich sagte, es ist ein Geschenk.«

Drennag musterte sie abschätzend. Sie wirkte nicht wie jemand, der etwas aus reiner Menschengüte tat, falls es so etwas überhaupt gab. Ihre Miene verriet nichts außer eines an Arroganz grenzenden Selbstbewusstseins. Sie spielte mit ihm. Und sie genoss es sichtlich.

»Was ist mit diesem geheimnisvollen Ort, an dem es mehr hiervon geben soll?« Er deutete auf den Stein. »Verratet Ihr mir den ebenfalls aus purer Freundlichkeit?«

»Gewiss«, erwiderte sie ungerührt.

Drennag ballte die Fäuste. Er mochte es nicht, über die Absichten seiner Gegenspieler im Unklaren zu sein. Und erst recht ging er nie eine ungewisse Verpflichtung ein. »Wieso?«, wiederholte er scharf.

Ein nachdenklicher Ausdruck huschte über ihr Gesicht. Ruhig und ernst begegnete sie seinem Blick, hielt ihn fest und ließ Drennag schaudern. Er hatte bisher keine Augen wie die ihren gesehen – zeitlos und voller Macht. Vielleicht war sie doch eine Magierin, die ihn nur in die Irre führen wollte, indem sie diese Kette trug.

»Sagen wir einfach, wir haben dieselben Feinde«, erklärte sie. »Überall sprießen neue Klöster aus dem Boden, um die Menschen in Magie zu unterweisen und den Verstand der Übrigen mit archaischen Riten zu blenden. Die Priesterinnen fangen erneut an, sich überall einzumischen. Man muss ihnen Einhalt gebieten, bevor es zu spät dafür ist.«

Der unterdrückte Hass in ihrer Stimme sang zu ihm, hallte in seiner eigenen Brust nach. Drennag lächelte. Sie war genauso getrieben wie er selbst. Sie hatten in der Tat die gleichen Feinde.

»Dieser Ort, wo ist er?«, fragte er beinah sanft.

»Es ist ein See in den Iatla-Bergen. Er liegt knapp außerhalb Eurer Grenzen.«

Drennag machte eine wegwerfende Bewegung. Was kümmerten ihn die Verläufe irgendwelcher Grenzen? Erst recht in diesen Bergen, in die sich ohnehin kaum jemand hineintraute. »Wo genau?«, fragte er, die Stimme rau vor Gier.

Sie neigte den Kopf. »Ich zeige es Euch auf einer Karte. Es ein Kratersee und der Boden ist übersät mit Steinen wie diesen.«

»Ich werde es überprüfen.«

»Tut das.« Sie wirkte nicht empört, als hätte sie nichts anderes erwartet. »Und wenn Ihr schon dabei seid, sollten Eure Männer unterwegs einen kleinen Abstecher machen. Etwa eine Tagesreise von Dilgur hat sich ein Hexenzirkel niedergelassen. Ich dachte, es interessiert Euch vielleicht, immerhin liegt er in Eurem Hoheitsgebiet.«

Drennag biss die Zähne so fest zusammen, dass es knirschte. »Woher wollt Ihr das wissen?« Er hatte sein Reich gründlich von diesem Pack gesäubert, achtete peinlich darauf, jedem Hinweis gnadenlos nachzugehen. Die Wahrscheinlichkeit, dass ihm ein ganzer Zirkel entgangen war, war verschwindend gering.

»Ich sehe vieles, das anderen verborgen bleibt.«

Er hob die Augenbrauen. Eine eindeutiger Antwort wäre ihm lieber gewesen. »Wieso habt Ihr es nicht unverzüglich gemeldet?«

»Ich bin hier, oder etwa nicht?« Ihre Stimme wurde schneidend. »Obwohl ich Euch weder Rechenschaft noch Gehorsam schulde. Ich biete Euch lediglich meine Freundschaft an.«

Drennag nickte langsam. Sie ließ sich nicht in die Karten sehen. Doch für den Augenblick war sie nützlich. »Ein Geschenk, für das ich sehr dankbar bin.«

Er würde diese Frau genau im Auge behalten, bis er wusste, worauf sie eigentlich aus war. Sie war niemand, der irgendetwas verschenkte, und erst recht keine *Freundin*. »Seid mein Gast für die nächsten Tage«, lud er sie schmeichelnd

ein. Er wollte sie bei sich behalten, bis seine Männer sich vom Wahrheitsgehalt ihrer Worte überzeugt hatten.

Der Ausdruck auf ihrem Gesicht verriet ihm, dass sie ihn durchschaute. »Das ist sehr großzügig, mein Lord«, entgegnete sie samtig. »Leider muss ich ablehnen.« Herausforderung lag in ihrem Blick, als wollte sie sehen, ob er versuchen würde, sie mit Gewalt zurückzuhalten.

So dumm war Drennag nicht. Sie hatte etwas an sich, das jeden Gedanken daran verbot. Wer auch immer – *was* immer – sie war, sie würde sich zu nichts zwingen lassen. Und für den Augenblick war er zu neugierig zu erfahren, was sie ihm sonst noch zu sagen hatte. Denn das hier war gewiss erst der Anfang.

»Wie Ihr wollt.« Er neigte zustimmend seinen Kopf. »Ihr seid hier immer willkommen.«

Sie erwiderte seine Geste. »Ich werde zu gegebener Zeit von Eurem Angebot Gebrauch machen, Lord Drennag.«



»Kannst du irgendetwas sehen?« Cassandra musterte Kira gespannt.

Acht Stunden waren seit Cassions Aufbruch vergangen. Acht Stunden, in denen sie fieberhaft versucht hatten, irgendeinen Sinn in dem Angriff des Schattendämons auf Brin und sie zu erkennen, Anzeichen für eine weitere drohende Gefahr zu entdecken.

Die Seherin atmete seufzend durch. »Es tut mir leid.« Sie schüttelte resigniert den Kopf. »Ich sehe nur Bruchstücke, Fragmente. Es sind eher Gefühle als Bilder.«

»Es ist also irgendetwas im Gange?«, fragte Brin gefasst.

»Ich weiß es nicht.« Kira wischte sich müde über das Gesicht. »Es gibt zu viele blinde Flecken. Die Dinge, die ich sehe, scheinen keinen Bezug zueinander zu haben. Manchmal spüre ich Gefahr und dann wieder nicht. Bestimmte Dinge sehe ich immer wieder, aber sie wirken zu banal, um irgendwas zu bedeuten.«

»Was genau siehst du denn?«, erkundigte sich Luca sanft.

Kira schüttelte den Kopf. »Mal sind es betende Frauen. Mal eine hell gekleidete Gestalt mitten im Wald. Hin und wieder sind es Drennags Horden, die Menschen misshandeln, aber das ist ja kein Geheimnis.«

Nein, das war es nicht. Cassandra verschränkte die Arme. Sie hatte ihre Abneigung gegenüber diesem selbst ernannten Lord nie überwunden. Sie hatte mit eigenen Augen gesehen, wie er Priesterinnen bei lebendigem Leibe verbrennen ließ, während das Volk jubelnd zuschaute. Diese Bilder standen ihr jedes Mal vor Augen, wenn sie ihm im Rat gegenüber saß. Dem Feigling. Dem Verräter, der sich im Krieg erst in letzter Sekunde auf die Seite der Sieger geschlagen hatte. Damals waren alle Reiche bis auf seins zu geschwächt gewesen, um ihm einen Sitz im Rat zu verweigern. In der Zwischenzeit hatte Cassandra sich mehr als einmal dafür ausgesprochen. Leider ohne Erfolg. Sowohl Rondirai als auch Fallandar und die Allianz der Östlichen Inseln sahen in Drennag ein Gegengewicht zu dem wachsenden Einfluss der Magier. Gleichzeitig hielt sich jeder von ihnen magische Berater. Ihre Haltung war fast schon schizophren.

Und ganz formell hatte sie keine Handhabe gegen Drennag. Er war ein unabhängiger Souverän und konnte in seinem Land tun und lassen, was er wollte, solange er den anderen Reichen nicht schadete.

»Hast du irgendetwas herausfinden können?«, wandte Brin sich an Luca. Obwohl Luca ebenso wie seine Gemahlin an der Akademie unterrichtete, war er nach wie vor ausgesprochen gut vernetzt.

»Nein.« Luca schüttelte bedauernd den Kopf.

»Ich ebenso wenig«, brummte Brin. »Es scheint, als wäre der Angriff aus dem Nichts gekommen und genauso wieder verpufft.«

»Vielleicht war es das wirklich«, warf Elodie hoffnungsvoll ein. Die Priesterin wirkte zutiefst verunsichert.

»Vielleicht«, stimmte Cassandra ihr halbherzig zu. Ihr Gefühl sagte ihr allerdings etwas vollkommen anderes. Ihr war, als hätte dieser Angriff sie wacherüttelt, als wäre das ein Warnschuss gewesen, damit ihnen etwas viel Schlimmeres nicht entging. Sie hatten sich zu lange in Sicherheit gewiegt.

»Irgendwas ist im Gange,« bestätigte Kira bedächtig ihre Gedanken. »Wir können es bloß nicht greifen.«

Luca öffnete den Mund, sah zuerst Kira, danach Cassandra entschuldigend an. »Wir könnten Elaina fragen«, schlug er leise vor.

Cassandra wechselte einen schnellen Blick mit Brin. Er sagte nichts, überließ ihr die Entscheidung. In seinem Gesicht lag abgründiges Vertrauen und die Bereitschaft, sie voll und ganz zu unterstützen, ganz egal, wie sie sich entschied.

Cassandra wusste, was Luca durch den Kopf ging, und gemessen an Kiras leicht gekränktem Blick wusste die es auch. Kira hatte den seherischen Teil ihrer Gabe in den letzten Jahren sträflich vernachlässigt. Cassandra hatte sie nie dazu gedrängt. Weil sie wusste, welche Bürde die Visionen für Kira darstellten. Weil sie geglaubt hatte, dass endlich eine Zeit des Friedens angebrochen war.

Nun ruhten die erwartungsvollen Blicke der Anwesenden auf ihr, sie würde in dieser Sache das letzte Wort haben. Ihr hatte Elaina am meisten Unrecht, am meisten Leid zugefügt. Sie selbst war es gewesen, die die Seherin aus Uyendil verbannt, die ihr verboten hatte, sich jemals wieder in die Nähe ihrer Kinder zu wagen.

Trotzdem war das nicht der Grund, wieso sie zögerte. Sie wäre bereit, ihre persönlichen Befindlichkeiten außer Acht zu lassen, wenn sie sicher wäre, dass Elaina zu trauen war.

Langsam schüttelte Cassandra den Kopf. »Elaina spielt ihr eigenes Spiel, das hat sie immer getan und wird es weiterhin tun. Wir können nie sicher sein, welche Absichten sie verfolgt. Sie kennt keine Skrupel, nicht, wenn es um ihren eigenen Vorteil geht. Aus einer Wahrscheinlichkeit heraus ist sie bereit, über Leichen zu gehen.« Cassandra selbst war dem Tod durch Elainas Hand zweimal nur sehr knapp entkommen. Und bei Cassion hatte die Seherin das Gleiche versucht. Cassandra wandte sich an Elodie. »Ist im Tempel inzwischen eine Nachricht eingegangen?«

Die Hohepriesterin schüttelte den Kopf. »Nein. Es wurden keine außergewöhnlichen Vorkommnisse gemeldet.«

Jeder Absolvent der magischen Akademie bekam bei seinem Abschluss ein Notizbuch, deren großes Gegenstück im Tempel lag. Wenn jemand etwas in sein Notizbuch schrieb, erschien es im selben Moment in dem großen Buch im Tempel. So konnten Nachrichten über ganz Edingaard in Windeseile verschickt werden. Die Priesterinnen waren außerdem dazu in der Lage, gezielte Antworten zu senden.

»Ich werde alle auffordern, Augen und Ohren offen zu halten«, versprach Elodie.

»Das sollten wir ebenfalls tun«, bemerkte Luca düster.

Brin nickte. »Wir könnten die Göttin um Rat fragen«, setzte er vorsichtig hinzu.

Cassandra zwang sich, seinen Vorschlag nicht von vornherein abzulehnen. Trotz der vergangenen zwanzig Jahre hatte sie nach wie vor keinen besonderen Bezug zu Liskaju. Sie stellte die Existenz der Göttin nicht infrage, aber der Gedanke an sie behagte Cassandra nicht. Vielleicht weil sie selbst mit einem ganz anderen Glauben aufgewachsen war. Daher hatte es sie nicht gestört, dass Liskaju sich in den letzten Jahren so gut wie gar nicht ins Geschehen eingemischt hatte.

»Das habe ich bereits getan«, gestand Elodie niedergeschlagen.

Cassandra hatte die sonst so zuversichtliche Priesterin nie so entmutigt erlebt.

»Und?« Brin musterte sie aufmerksam.

»Nichts.« Elodie zuckte mit den Schultern. »Ich habe nicht einmal den Hauch ihrer Präsenz vernommen.«

Cassandra räusperte sich. »Das muss nichts bedeuten. Die Göttin reagiert schließlich nicht immer direkt, oder?«

»Natürlich nicht.«

Cassandra merkte, wie viel Kraft Elodie das Lächeln kostete, das sie auf ihre Lippen zwang. Ihr Blick wanderte weiter zu Kira und Luca. Die beiden wirkten über Liskajus Schweigen nicht sonderlich bedrückt. Ebenso wie sie selbst waren sie der Göttin nicht sonderlich verbunden. Zum Schluss sah Cassandra Brin an, ihren treuen Gefährten, ihren Geliebten, ihren Krieger, den eine lange Geschichte mit Liskaju verband.

Er drückte aufmunternd ihre Hand, der Ausdruck in seinen Augen jagte ihr jedoch einen Schauer über den Rücken. Er wollte es die anderen nicht merken lassen, aber sie sah die Sorge in seinem Blick.



Träge schlug Creolar mit den Flügeln und Cassion hatte Mühe, sich im Sattel zu halten. Zwei Tage hatten sie bereits hinter sich, zwei monotone, anstrengende Tage. Zudem regnete es seit Stunden ununterbrochen. Es war ein feiner, kalter Nieselregen, der jede Kleidung durchdrang und einen feuchten Film auf der Haut hinterließ. Einmal hatte Cassion versucht, Creolar nach oben durch die Wolkendecke zu lenken. Aber in dieser grauen, substanzlosen Schicht hatten sie beinahe jede Orientierung verloren. Tapfer hatte der Hengst gegen Luftwirbel und Strömungen angekämpft, bis seine Flügel vor Anspannung zitterten. Also hatte Cassion es schließlich aufgegeben. Seitdem schleppten sie sich müde dahin und Cassion versuchte, anhand von Siedlungen und Straßenverläufen zu bestimmen, wo genau sie sich befanden.

Es konnte nicht mehr allzu weit bis zu ihrem Ziel sein. Hoffentlich hielt Creolar so lange durch. Cassion hatte den treuen Pegasus in diesen Tagen an die Grenzen seiner Kraft gebracht. Es war ihm nicht bewusst gewesen, wie sehr es Creolar geschwächt hatte, auf den Wald von Uyendil beschränkt zu sein. Er hatte kaum Möglichkeit gehabt, seine Flügel zu stärken, war selten länger als eine halbe Stunde am Stück geflogen.

Wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, hätte Cassion noch einmal Rast eingelegt. Leider war das Land, das sich nun unter ihnen erstreckte, fast gänzlich gerodet und besiedelt.

Aufmerksam spähte Cassion nach unten. Um ihn herum wurde es zunehmend dunkel. Die Sonne würde bald unterge-

hen. Vielleicht könnte er im Schutz der Nacht eine Landung riskieren, wenn es schon keinen Wald gab, um sie zu verbergen. Der Wind frischte auf, zerrte an Cassions Kleidung und Creolars Flügeln.

Plötzlich sackte der Pegasus in die Tiefe. Cassion schrie erschrocken auf, klammerte sich an der Mähne des Hengstes fest und kam hart im Sattel auf. Creolar schlug wild mit den Flügeln, um sein Gleichgewicht in der Luft zu bewahren, sackte erneut ab und wendete scharf nach rechts.

Cassion konnte kaum mehr tun, als sich festzuhalten, während der Pegasus sich durch die Luftwirbel und Turbulenzen kämpfte, die sie so schlagartig erfasst haben. Cassion stemmte die Füße in die Steigbügel, die Beine fest um Creolars Rumpf geklammert. Der Hengst schüttelte unwillig den Kopf und legte sich schräg in den Wind. Die feuchte Mähne glitt bei dem Ruck durch Cassions eiskalte Finger. Er geriet ins Rutschen und warf sich verzweifelt nach vorne, schlang seine Arme um Creolars Hals. Der Hengst strauchelte und kämpfte um Höhe. Ein Flügel erwischte Cassion seitwärts, der Schmerz lähmte für einen Moment seinen Arm.

Cassion schrie und biss die Zähne zusammen. Er rutschte, er rutschte fort, in die Tiefe. Das feuchte Fell bot seinen klammen Händen keinerlei Halt.

Als hätte er die Notlage seines Reiters erkannt, warf Creolar sich in die andere Richtung, wuchtete Cassion durch den Schwung auf seinen Rücken zurück.

Die Macht in Cassions Innerem pochte. Er könnte dem allen ein Ende bereiten, hier und jetzt. Eine einfache Schutzblase würde ihn wärmen, ihn vor dem Regen bewahren. Er könnte den Wind besänftigen, vielleicht sogar die Wolken teilen. Es wäre so leicht, so verlockend, so fatal.

Denn zeitgleich spürte er die Dunkelheit toben, als witterte sie ihre Chance. Seine Angst schien die Schatten aus ihrem Schlummer zu wecken, sie flüsterten ihm zu, lockten ihn, von seiner Gabe Gebrauch zu machen, damit sie ebenfalls wieder frei kamen.

Zitternd drängte Cassion diese Gedanken zurück. Er benötigte keine Magie, um mit dem hier fertigzuwerden. Das Schlimmste schien ohnehin bereits überstanden, Creolars Flanken hoben und senkten sich angestrengt, dafür schlugen seine Flügel nicht mehr so hektisch und die Windböen zerrten weniger stark an ihm. Cassion streichelte dankbar den Hals seines treuen Hengstes, bis er alarmiert innehielt.

Creolar hatte den Kurs geändert, um dem Unwetter auszuweichen. Damit hatte er sie viel zu weit nach Süden gebracht. Die Wachtürme von Callara erschienen in ihrem Sichtfeld. Keine andere Grenze wurde so gut bewacht wie diese.

Cassion fluchte. »Nein, nein!«, schrie er dem Pegasus über das Brausen des Windes hinweg zu. »Wir müssen zurück! Nach Norden!« Er legte all seine Kraft in den mentalen Befehl. Aber Creolar hörte nicht auf ihn, erkannte nicht die Gefahr, die unten auf sie lauerte.

Cassion hingegen konnte seine Augen auf einmal nicht mehr von der riesigen Harpune abwenden, die – von großen Feuerschalen umgeben – genau auf den ungeschützten Bauch des Pegasus zielte. Überdeutlich nahm er die glänzende Spitze wahr, die Soldaten, die im Schein der Feuer aufgebracht herumliefen und Befehle brüllten. Sah, wie sich der todbringende Speer aus seiner Vorrichtung löste.

Cassion reagierte instinktiv. Mit aller Kraft warf er sich zur Seite, die Arme fest um seinen Hengst geklammert, hoff-

te, dass Creolar es verstehen, dass er der Bewegung folgen würde.

Im selben Moment lockerte er den Griff in seinem Inneren. Ein Schutzschild flammte auf, die Luft erbebte, als der gewaltige Speer darauf traf und wirkungslos davon abprallte.

Cassion kämpfte darum, die Schatten in sich einzusperren. Creolar wicherte wild, als würde er das Böse spüren, das ihn umgab. Cassion kniff die Augen zu und biss die Zähne zusammen, dennoch verlor er die Kontrolle. Etwas löste sich von ihm, raste zur Erde hinab, kaum mehr als ein Hauch und trotzdem genug, um die Männer dort unten in Angst zu versetzen.

Grauen stieg in Cassion auf, als er ihre Schreie hörte, und hoffte inbrünstig, dass keiner zu Tode kam.

Zum Glück hatte Creolar es endlich begriffen und änderte seinen Kurs, brachte sie außer Reichweite der Harpune. Oder womöglich waren die Soldaten zu abgelenkt, um erneut auf sie zu zielen.

Zitternd ließ Cassion sich gegen Creolars Hals sinken. Die Flanken des Wesens erbebten. Der Pegasus konnte nicht mehr. Creolar breitete seine Flügel aus und ließ sich einfach gleiten. Immer tiefer dem Boden entgegen. Cassion selbst hatte keine Kraft, ihm zu widersprechen.

Es war inzwischen so dunkel geworden, dass der pechschwarze Hengst nicht weiter auffiel. Creolars Hufe landeten fast lautlos in der aufgeweichten Erde eines Ackers. Cassion tat es um den Bauern leid, dessen Getreide sie gerade niedertrampelten, aber er konnte nichts dagegen tun. Vor ihnen ragten ein paar Büsche empor, die die Felder voneinander trennten. Dort ließen sie sich nieder, zumindest notdürftig vor etwaigen Blicken geschützt.

Cassion rutschte von Creolars Rücken, zog seinen Rucksack zu sich heran und kämpfte darum, mit seinen eisigen Fingern die durchnässten Schnüre zu lösen. Er holte ein paar Streifen Trockenfleisch hervor, die er vorsorglich eingepackt hatte, und verfütterte sie an den Hengst. Danach nahm er sich selbst einen Kanten Brot und lehnte sich mit geschlossenen Augen an den Pegasus. Sein ganzer Körper war taub vor Kälte, die Feuchtigkeit, die durch den Boden in seine *Kleidung* drang, nahm er kaum wahr. Er war ohnehin bis auf die Haut durchnässt.

Cassion seufzte und wartete darauf, dass sich sein wilder Herzschlag beruhigte, dass das Zittern der Anspannung nachließ. Es würde eine verdammt lange Nacht für sie werden.

Bei jedem Geräusch schreckte Cassion hoch, aus Angst vor den Truppen Callaras, die nach ihm suchten. Aber entweder waren sie weit genug von der Grenze entfernt, oder die Soldaten trauten sich nicht, in das Hoheitsgebiet von Fallandar einzudringen. Cassion verzog gequält das Gesicht, als er daran dachte, welche diplomatischen Auswirkungen dieser Vorfall nach sich ziehen würde. Lord Drennag würde es bestimmt nicht unerwähnt lassen und Cassion graute es vor dem Anblick seiner Mutter, wenn sie davon erfuhr.

Es war seine erste eigenständige Mission und er hatte direkt einen diplomatischen Konflikt verursacht, hatte es vermasselt, bevor er überhaupt am Ziel angekommen war.

Die panischen Schreie der Männer klangen ihm in den Ohren. Er hoffte, dass es wirklich nur Angst und keine Todesqual gewesen war. Cassion schauderte. Wenn schon ein winziger Schattenhauch ausgereicht hatte, um das zu verursachen, was würde geschehen, falls er jemals vollkommen die

Kontrolle verlor? War es das, was Elaina in seiner Zukunft gesehen hatte? Wie er die Welt in Schutt und Asche legte?

Creolar schnaubte unruhig und Cassion konzentrierte sich auf seinen Atem, versuchte, seinen Geist leeren. Es würde nicht dazu kommen, er würde es nicht zulassen.

Stein um Stein begann er eine Mauer in seinem Inneren zu errichten. Eine Mauer aus undurchdringlichem schwarzem Granit. Er versiegelte jeden Riss und jede Fuge, bis sie wie aus einem Stück geschnitten stand. Danach sperrte er jeden Funken von Magie – ob dunkel oder hell –, den er in sich wahrnahm, hinter diese Mauer, fest entschlossen, ihn nie wieder rauszulassen.

Eine drückende Leere breitete sich in ihm aus, als er damit fertig war. Cassion war so daran gewöhnt, seiner Magie mit Misstrauen und Widerwillen zu begegnen, dass ihm gar nicht bewusst war, wie sehr er sich trotz allem darauf verließ, wie sehr diese Kraft ein Teil von ihm war. Ihm war, als hätte er einen Arm oder ein Bein, oder noch schlimmer, als hätte er einen Teil seines Selbst verloren. Er fühlte sich dumpf und ausgelaugt.

Er schlang die Arme um seine Knie und starrte trotzig in die Dunkelheit. Wenn das der Preis war, den er für die Sicherheit seiner Familie, für die Sicherheit dieser Welt zu zahlen hatte, dann war er dazu bereit.

Cassion blinzelte gegen den Himmel, der sich allmählich lichtete. Er hatte in der Nacht kaum ein Auge zugemacht. Zu vieles war ihm im Kopf herumgegangen. Hinzu kam die ständige Angst vor Entdeckung sowie seine äußerst unbequeme Position. Irgendwann hatte er sich unter Creolars Flügel gekuschelt, um zumindest der alles durchdringenden Käl-

te, die seine Zähne klappern ließ, zu entkommen. Durch die Nässe und Creolars Wärme fühlte sich seine gesamte Haut aufgeweicht und verschrumpelt an. Vorsichtig krabbelte Cassion unter dem Flügel hervor und schaute sich hastig um, bevor er sich zu seiner ganzen Körpergröße aufrichtete, um seine Glieder zu strecken.

Seine Kleidung starrte vor Dreck, die Hose war über und über mit trocknendem Matsch bedeckt. Darum würde er sich später kümmern. Zuerst sollten sie zusehen, dass sie verschwanden, bevor der Morgen endgültig graute, bevor die Menschen aus den Häusern krochen oder die Soldaten sich womöglich auf die Suche nach ihnen aufmachten.

Er wandte sich Creolar zu und streichelte den Kopf des Pegasus. Träge öffnete das Wesen seine Augen. »Wir müssen weiter«, erklärte Cassion bedauernd. »Ein bisschen musst du noch durchhalten. Heute Abend kannst du dich endlich richtig ausruhen.«

Schnaubend kämpfte Creolar sich auf die Beine und entfaltete seine Flügel. Cassion schaute sich hastig um. Ein geflügeltes Pferd würde in dieser Gegend einiges Aufsehen erregen. In dem Haus, zu dem der Acker gehörte, brannte bereits Licht. Cassion legte die Hand auf Creolars Sattel. Er hatte ihn letzte Nacht nicht abgenommen, für den Fall, dass sie hätten verschwinden müssen.

Der Pegasus nickte, als würde er die Situation verstehen.

»Also los.« Cassion schulterte den Rucksack und schwang sich auf.

Creolar streckte die Flügel und schlug ein paar Mal versuchsweise damit, bevor er in einen leichten Trab übergang und sich mit einem mächtigen Satz in die Luft drückte. Höher und höher trugen sie seine Flügel.

Dieses Mal konnte Cassion weder den Rausch des Flugs noch das Gefühl der Freiheit genießen. Sein Blick war unentwegt nach Süden gerichtet. Wie eine Kette aus lodernden Perlen hoben sich die Wachtürme Callaras gegen das Zwielicht der Dämmerung ab und dazwischen brannten unzählige, kleinere Feuer. Die gesamte Grenze war bemannt und bewacht.

Cassion seufzte. Sie hatten gestern großes Glück gehabt, mit dem Leben davongekommen zu sein. Und noch mehr Glück, dass die Soldaten es nicht gewagt hatten, ihnen zu folgen. Hoffentlich würde sich die Lage wieder beruhigen, wenn kein weiterer Angriff erfolgte. Die Beziehungen zwischen Callara und den anderen Reichen waren angespannt genug.

Er lenkte Creolar weiter nach Norden. Cassion nahm lieber einen Umweg in Kauf, als dass er sich erneut ungewollt diesen Wachtürmen näherte.

Die Stunden zogen sich dahin, während sie sich im Zickzack einen Weg zwischen den Siedlungen suchten. Obwohl Creolar so hoch flog, wie er vermochte, gab sich Cassion nicht der Illusion hin, dass man ihn für einen Vogel halten könnte, daher hielt er möglichst viel Abstand zu den Dörfern. Zum Glück schauten nur wenige Menschen nach oben. Und die, die es taten, ließen sie schnell hinter sich.

Gegen Mittag erreichten sie endlich die Ausläufer der Berge und die Siedlungen wurden seltener, schmiegt sich in verstreute Täler und Cassion begann, nach einem geeigneten Landeplatz Ausschau zu halten.

Als Kira ihm die Aufgabe erklärt hatte, hatte es so einfach geklungen, jetzt konnte er nicht einmal bestimmen, welches

der Dörfer das richtige war. Kira hatte ihm die Lage auf der Karte gezeigt, aber aus der Vogelperspektive sah alles irgendwie anders aus. Ratlos schaute Cassion sich um und lenkte den Pegasus etwas tiefer in die Berge hinein. Sicherlich hätte sich der Schwarm nicht so nah an einem besiedelten Gebiet niedergelassen.

Entgegen der weitverbreiteten Ansicht waren Irrlichter nicht wirklich gefährlich. Sie waren Wesen aus reinem Licht, die nichts Böses im Schilde führten. Sie lebten in ihrer eigenen Welt, wanderten entlang magischer Pfade, die unabhängig von der Beschaffenheit der Erde verliefen. Sie konnten über reißende Flüsse, über Sümpfe und Schluchten führen. Den Irrlichtern war das gleich.

Einer Legende zufolge waren Irrlichter die Seelen nie oder neu geborener Kinder, die zu früh ihren Tod fanden, ohne sich ganz von der Welt der Lebenden lösen zu können. Deshalb zog ihre Reinheit, ihre Schönheit die Menschen derart in ihren Bann. Deshalb meinte man, in ihrem süßen Klingeln das Lachen von Kindern zu hören, deshalb waren Menschen, die ein geliebtes Kind verloren hatten, so empfänglich für ihren Zauber. Manche Menschen wurden von ihrer Sehnsucht so überwältigt, dass sie den Irrlichtern auf ihren magischen Pfaden folgten, ohne auf die Umgebung zu achten, die für die Irrlichter keine Rolle spielte. Nur, dass die winzigen Wesen über einen Abgrund hinwegschweben konnten, während Menschen diese Gnade nicht vergönnt war.

Normalerweise hielten Irrlichter sich von Siedlungen fern, weil die Menschen die Ströme der Magie störten, ihre Pfade verwischten und Irrlichter allein dadurch auf Abstand hielten.

Cassions Ziel war daher ein sehr abgelegenes Dorf. Er

ließ Creolar einen weiten Bogen fliegen, während er angestrengt danach Ausschau hielt.

Nach einiger Zeit glänzte etwas auf im goldenen Licht der Sonne. Da! Da war es schon wieder. Wie eine Glasscheibe, die das Licht reflektierte.

Cassion korrigierte Creolars Kurs, ließ ihn vorsichtig tiefer gleiten, bis er sicher war, dass eine kleine menschliche Siedlung im Tal vor ihm lag. »Wir haben es geschafft!«, raunte er dem Pegasus erleichtert zu. Menschen huschten wie Ameisen zwischen den einfachen Hütten umher.

Einer Eingebung folgend, lenkte Cassion den Pegasus wieder fort. Es war besser, wenn die Menschen Creolar nicht zu Gesicht bekamen. Die Erfahrung am Vortag hatte ihm vollauf gereicht. Und selbst wenn die Leute hier den Pegasus nicht als Bedrohung empfinden sollten, wurde auf den Östlichen Inseln nach wie vor ein sehr guter Preis für ein paar Pegasus-Flügel gezahlt. Er wollte nicht riskieren, dass die Menschen Jagd auf Creolar machten. Durch den Sunura-Pass kamen schließlich regelmäßig Händler von den Östlichen Inseln in diese Gegend.

Cassion ließ Creolar im Schutz eines Berghangs landen. Hier würden sie die Nacht verbringen, sich ausruhen und jagen. Am nächsten Morgen würde er sich zum Dorf aufmachen, in der Hoffnung, dass es das richtige war und dass man ihm den Weg zu den Irrlichtern weisen würde.

Cassion ließ seinen Blick zu den riesigen Baumkronen gleiten, die über ihnen aufragten. In diesem alten Wald durfte sein Pegasus sicher sein, bis er wieder zu ihm zurückkam.

KAPITEL 4



Cassion schulterte den Bogen und vergewisserte sich, dass sein Schwert locker in der Scheide saß. Er war zwar kein großer Kämpfer, trotzdem verlieh ihm das Gewicht der Waffen ein Gefühl der Sicherheit. Ab jetzt war er wahrlich auf sich allein gestellt, ohne zu wissen, was ihn erwartete.

Er schaute an seiner einfachen Kleidung hinab, die eines Waldläufers angemessen war. Zum Glück hatte er sich etwas zum Wechseln mitgenommen. Er hätte die erdverkrusteten Sachen gerne ausgewaschen, aber er hatte keinen Bach in der Nähe entdeckt und sein Trinkwasser war ihm dafür zu kostbar erschienen.

Creolar kam angetrabt und stupste ihn mit der Schnauze an. »Bis bald, mein Junge.« Cassion streichelte seine Nase. »Pass auf dich auf. Ich bin so schnell es geht wieder da.«

Mit diesen Worten wandte er sich ab und ging mit gleichmäßigen Schritten davon.

Cassion erreichte das Dorf, dessen Lage er sich am Vortag eingeprägt hatte, nach einer etwa zweistündigen Wanderung. Es war ein kleines Jägerdorf, das offenbar vom Handel mit Pelzen lebte, wie Cassion mit einem Blick auf die vor den einfachen Holzhäusern aufgestellten Trockengerüste erkannte.

Ein paar Frauen, die vor einer Hütte Felle schabten, hielten in ihrer Tätigkeit inne, als sie ihn bemerkten, und musterten ihn mit einer Mischung aus Misstrauen und Neugier.

Cassion neigte den Kopf. »Seid begrüßt.«

»Was wollt Ihr hier?«, fragte die älteste, eine dürre Frau mit verkniffenem Gesicht, scharfen Augen und rissigen Händen, die den scharfkantigen Stein unablässig gegen die Innenseite des vor ihr liegenden Felles zogen.

Cassion merkte, wie ihr Blick an seinem Bogen und dem Schwert verweilte und ihn anschließend nach weiteren Waffen sowie Beute absuchte.

»Ich ...« Er räusperte sich. Irgendwie hatte er angenommen, dass diese Menschen über sein Erscheinen unterrichtet waren, dass sie vielleicht sogar auf ihn warteten. Immerhin war er hier, um ihnen zu helfen. Aber die Frauen vor ihm musterten ihn so unverwandt, dass er sich ganz und gar nicht willkommen fühlte. »Ich habe gehört, es soll hier in der Nähe einen Schwarm Irrlichter geben, der Ärger bereitet«, kam er direkt auf den Punkt. Er hatte keine Lust, länger als nötig in diesem Dorf zu verweilen.

Die Augen der Frau verengten sich. »Seid Ihr ein Magier?«, fragte sie schroff.

»N-Nein«, entgegnete Cassion. Etwas in ihrem Ton ließ ihn aufhorchen. Sie klang nicht, als wäre sie sonderlich gut auf Magier zu sprechen. Außerdem war das nicht einmal gelogen. Er hatte seine Gabe so gründlich weggesperrt, dass er sie nicht einmal mehr wahrnahm.

»Und wie wollt Ihr es dann mit diesen Viechern aufnehmen?«

Cassion wahrte eisern seine höfliche Miene. »Ich kenne mich gut aus mit Geschöpfen aller Art.« Er musterte die

Frau seinerseits aufmerksam. Wie verbohrt, wie verblendet musste man sein, um die wunderschönen, magischen Wesen aus reinem Licht als *Viecher* zu bezeichnen?

Die Frau grunzte. »An Eurer Stelle würde ich hier ganz schnell verschwinden. Diese Geschöpfe, mit denen Ihr Euch angeblich so gut auskennt, haben schon stärkere Männer als Euch ins Verderben gelockt.«

»Ist jemand gestorben?«, erkundigte Cassion sich alarmiert. Das würde die Lage deutlich verkomplizieren.

»*Noch* nicht«, brummte die Alte.

»Meine Schwester wurde von ihnen beinahe in einen Abgrund gelockt«, meldete sich plötzlich eine jüngere Frau neben der Alten zu Wort.

»Sie ist selber schuld, was lauscht sie auch deren Gesang! Wie oft muss man euch sagen, dass die Berge gefährlich sind?« Der Blick der Alten wanderte zu Cassion. »Dabei sind die Irrlichter gar nicht das Schlimmste.«

»Was denn sonst?«, erkundigte er sich gefasst.

»Die Feuervögel«, spie die Vettel aus. »Sie breiten sich immer weiter aus, man kann kaum noch einen Fuß vor die Haustür setzen, ohne denen in die Quere zu kommen. *Da* sollte man mal einen Riegel verschieben!« Sie maß Cassion mit einem herablassenden Blick. »Ihr scheint mir leider nicht der Richtige dafür zu sein.«

Cassion ließ ihre Beleidigung an sich abprallen. »Was genau ist mit Eurer Schwester passiert?«, fragte er die jüngere Frau.

»Sie wollte Pilze sammeln und ein paar besondere Kräuter, dafür hat sie sich weiter in die Berge gewagt, als wir es normalerweise tun. Dort ist sie auf den Schwarm gestoßen. Sie hatte keine Chance gegen sie, die Lichter haben sie um-

tanzt, sie gelockt und sie ist ihnen gefolgt, geradewegs auf eine Schlucht zu.« Die Frau schluckte. »Im Nachhinein hat sie Glück im Unglück gehabt. Sie ist an einer Wurzel hängen geblieben und hat sich den Fuß verknackst. Der Schmerz hatte sie aus ihrer Trance gerissen, nur wenige Schritte von dem Abgrund entfernt. Sie hat bis weit in die Nacht gebraucht, um sich mit dem kaputten Fuß nach Hause zu schleppen. Wir waren krank vor Sorge, zum Glück hat einer der Suchtrupps in der Nähe des Dorfes sie schließlich aufgegriffen.«

Cassion nickte. Schmerz war in der Tat ein bewährtes Mittel, um dem Bann der Irrlichter zu widerstehen, falls der Geist dazu allein nicht in der Lage war. »Was ist danach geschehen?«, erkundigte er sich freundlich.

»Die Männer haben sich versammelt, um die Irrlichter zu jagen. Einige haben sie sogar erwischt, leider zu einem hohen Preis.«

»Sie haben sie getötet?« Cassion schauderte, was ihm einen scharfen Blick von der Alten einbrachte.

»Erstaunlich, dass Ihr nicht fragt, was mit den Männern geschehen ist, die sie jagten.«

Cassion riss sich zusammen. »Ich war nur verwundert, dass es ihnen gelungen ist, die Wesen zu töten«, log er rasch. »Was ist denn geschehen?«, setzte er nachdrücklich hinzu.

»Die Männer hatten eine Handvoll der Lichter ausgelöscht, als sich Kieron plötzlich gegen seine Freunde wandte. Wie von Sinnen hat er sich auf sie gestürzt. Die anderen hatten alle Hände voll zu tun, ihn niederzuringen. Kieron hat einem den Kiefer gebrochen und anderen einige Prellungen verpasst. Als sie ihn endlich kampfunfähig gemacht hatten, war der Schwarm fort.«

Cassion konnte nicht behaupten, dass ihm die Jäger sonderlich leidtaten. Irrlichter waren nicht bösartig, das bedeutete allerdings nicht, dass sie schutzlos waren. »Dieser Kieron«, fragte er bedächtig, »hat er Kinder? Oder ein Kind verloren?«

Die jüngere Frau starrte ihn mit großen Augen an. »Seine Frau, Dara, hat ihr erstes Baby vor ein paar Wochen verloren«, raunte sie. »Woher wisst Ihr das?«

»Es war nur eine Vermutung«, winkte Cassion ab. Er legte keinen Wert darauf, als Seher oder Hexer betrachtet zu werden. »Menschen, die einen solchen Verlust erlitten haben, sind für den Zauber der Irrlichter besonders empfänglich.« Die Wesen mussten diesen Kieron als schwächstes Glied in der Kette erkannt, mussten seinen Schmerz wahrgenommen und in ihrer Verzweiflung gegen ihn eingesetzt haben.

»Ihr scheint ja doch nicht völlig unbrauchbar zu sein«, brummte die Alte. »Ob das genügt, um aus den Bergen lebend wiederzukommen?« Sie zuckte mit den Schultern und widmete sich ihrem Fell. Offenbar kümmerte es sie nicht sonderlich, ob Cassion am Leben blieb oder nicht. Eine reizende Person.

»Könnt Ihr mir beschreiben, wo genau Eure Schwester die Irrlichter traf?«, wandte er sich erneut an die jüngere Frau. »Oder kann mich vielleicht jemand dorthin führen?«

»Ähm.« Die Frau schaute hilfesuchend zur Seite. »Ich könnte meine Schwester fragen«, meinte sie zögernd, als von den anderen niemand das Wort ergriff.

»Was soll das bringen?« Die Alte schüttelte den Kopf. »Der Schwarm ist eh längst weitergezogen. Und wenn er erneut zurückkehrt, wissen wir, was wir zu tun haben. Ein paar Tropfen Wachs in die Ohren und auf zur Jagd.«

»Das Wachs wird nichts nützen«, widersprach Cassion

ernst. Die Magie der Irrlichter wirkte auf vielerlei Weise. Das Gehör war nur eine davon.

»Dann bleiben die Weicheier demnächst eben zu Hause.«

Cassions Mundwinkel kräuselten sich wider Willen. Damit konnten sie schon eher Erfolg haben. Natürlich würde er nicht zulassen, dass es so weit kam. Auch die Irrlichter hatten ein Recht auf Leben. Was ihn zu einer wichtigen Frage brachte. »Wie genau haben die Männer die Wesen getötet?« Er hatte immer geglaubt, dass das ohne die Gabe so gut wie unmöglich war.

Der Mund der Alten verzog sich zu einem grimmigen Lächeln. »Wir haben unsere Mittel und Wege. Die Händler aus Callara führen viele nützliche kleine Dinge mit sich herum.«

»Was denn zum Beispiel?« Cassion ließ nicht locker.

»Wieso?« Sie gluckste. »Seid Ihr plötzlich nicht mehr so sicher, dass Ihr der Aufgabe gewachsen seid?«

Cassion begegnete ungerührt ihrem Blick. »Es kann nie schaden, ein paar zusätzliche Asse im Ärmel zu haben.«

»Wie wahr.« Sie fuhr im Mund mit ihrer Zunge herum, als versuchte sie, irgendeinen störenden Krümel loszuwerden. »Wie genau das Ding funktioniert, weiß ich nicht. Es sieht wie ein Krug mit einem festen Deckel aus. Und wenn man die Dinger darin einschließt, lösen sie sich irgendwann einfach auf.«

Cassion schluckte. Die Vorstellung, dass diese reine, wunderschöne Magie ausgelöscht werden sollte, war ungeheuerlich.

»Die eigentliche Herausforderung besteht darin, nah genug an die listigen kleinen Viecher heranzukommen, um sie einzufangen«, fuhr die Alte fort, ohne seine Verstörung zu bemerken.

»Ein einfacher Tonkrug soll das bewirken?« Cassion bemühte sich um einen skeptischen Tonfall.

Sie grinste. »Ein bisschen mehr ist da schon drin. Der Händler hat uns versichert, dass darin Splitter der schwarzen Steine aus Callara eingearbeitet sind. Dem Preis nach zu urteilen, den er dafür verlangt hat, muss da eine ganze Menge davon drinstecken.« Sie zuckte mit den Schultern. »Das Ding funktioniert, es ist das Geld also wert.«

Cassion nickte. Er hatte von diesen Steinen gehört, sie waren eins der wenigen Dinge, die seine Mutter mit großer Sorge erfüllten, besonders wenn sie sich in den Händen eines Mannes wie Lord Drennag befanden. Er hatte nicht gewusst, dass sie inzwischen auch außerhalb von Callara zum Einsatz kamen. Es war auf jeden Fall etwas, das er berichten würde. Er hatte die Wirkung dieser Steine nicht am eigenen Leib erlebt, aber er wusste, dass sie jede Magie in ihrem Umfeld aufhoben. Ein Irrlicht in so ein Gefäß einzusperren, wäre das Gleiche, wie einen Menschen in einen luftleeren Raum zu stecken und darauf zu warten, dass er qualvoll starb.

»Kann ich Euch diese Falle abkaufen?« Cassion sprach die Worte aus, bevor er sich über seinen Entschluss überhaupt im Klaren war. Er konnte nicht zulassen, dass diese Menschen weiterhin Irrlichter jagten. Selbst, wenn er den fraglichen Schwarm fand, war es nicht auszuschließen, dass sich ein neuer irgendwann hierher verirrte.

»Ihr seht nicht aus, als ob Ihr Euch das leisten könntet«, entgegnete die Alte.

Cassion widerstand der Versuchung, nach dem Geldbeutel zu tasten, der sich unter seinem Hemd verbarg. Er hatte in der Tat nicht viel bei sich, hatte nicht damit gerechnet, mehr zu benötigen als vielleicht eine Mahlzeit oder ein Dach

über dem Kopf. Außerdem war es Bestandteil der Prüfung, dass man mit wenigem zurechtkam. »Wie viel?«, fragte er kühl.

Die Frau musterte ihn überrascht. »Das müsst ihr mit Gerot ausmachen. Er ist der oberste Jäger des Dorfes. Er hat die Waffe gekauft.«

»Also gut, wo finde ich ihn?«

Die Alte stand umständlich auf. »Ihr habt Glück. Er ist erst in der Nacht von einem Jagdausflug zurückgekommen. Er müsste in seinem Haus sein.«

»Hat er weitere Irrlichter gesehen?« Cassion konnte sich die Frage nicht verkneifen.

»Nicht, dass ich wüsste. Und wenn, hat er zumindest keine Schwierigkeiten mit ihnen gehabt.«

Cassion zwang sich, seine Hände ruhig zu halten, anstatt sie zu Fäusten zu ballen. Er musste auf jeden Fall mit diesem Gerot sprechen, allein schon, um sicherzugehen, dass sich sein Auftrag nicht bereits von allein erledigt hatte.

Die Alte führte ihn zu einem Haus, das etwas größer als alle anderen war. Cassion verzog das Gesicht, als ihm der Geruch von Blut in die Nase stieg, den die frisch abgezogenen Felle auf dem Gerüst vor dem Haus verströmten. Die Frau klopfte mit der Faust laut gegen die Tür. »Gerot! Bist du da?«

Etwas rumpelte im Inneren, bald darauf waren schwere Schritte zu hören und im nächsten Moment erschien ein Bär von einem Mann blinzeln und gähnen in der Tür. »Was willst du, Mutter?«, brummte er.

Überrascht schaute Cassion die Alte an, die grinsend mit den Schultern zuckte. »Besuch für dich«, säuselte sie.

Sich am Kopf kratzend, trat Gerot aus der Tür und Cassion wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Der Mann war

einen ganzen Kopf größer als er, obwohl er selbst nicht klein war, und praktisch doppelt so breit. Seine entblößte Brust war von dichten, dunklen Haaren bedeckt. Aber es war nicht die imposante, wilde Erscheinung, die Cassion einen Schauer über den Rücken rieseln ließ, sondern der schlichte schwarze Stein, der an einer Lederkordel um Gerots Hals hing.

Die Kälte, die er verströmte, traf Cassion völlig unvorbereitet. Die Magie, die er so tief in sich versteckt geglaubt hatte, erlosch mit einem Schlag. Eine ohrenbetäubende Stille erfüllte ihn, als hätte sich ein Schleier über all seine Sinne gelegt.

Gleichzeitig regte sich etwas in ihm. Das Licht war fort, doch die Dunkelheit blieb, brandete gegen die Wände des Gefängnisses an, das Cassion um sie errichtet hatte. Schien mit jedem Atemzug, jedem Herzschlag stärker zu werden, nun, da seine Gabe sie nicht länger im Zaum hielt. Die beiden Stränge des Seils hatten sich voneinander gelöst und die Finsternis peitschte in seinem Inneren.

Panik flutete Cassion, das Bedürfnis, auf der Stelle kehrtzumachen und so weit wegzurennen wie nur möglich. Er stemmte die Beine in den Boden, so fest, dass seine Muskeln zitterten. Wenn er jetzt weglief, würde der Mann ihn jagen. Er durfte sich nicht verraten.

Gerots Finger spielten mit dem Stein um seinen Hals, ein wölfisches Grinsen trat auf sein Gesicht. »Nettes Schmuckstück, nicht wahr?«

»In der Tat«, presste Cassion hervor und widerstand dem Impuls, weiter zurückzuweichen. »Wisst Ihr vielleicht, wo ich so einen herbekommen könnte? Er wäre recht praktisch, um mir die ganzen Viecher vom Leib zu halten, wenn ich in den Bergen unterwegs bin.«

Er schien den richtigen Ton angeschlagen zu haben. Ein Teil der Spannung wich aus Gerots Körper. Er lachte grölend auf. »Ihr habt einen scharfen Blick.« Neugierig musterte er Cassion. »Ich habe Euch noch nie gesehen.«

»Es hat mich zum ersten Mal in diese Gegend verschlagen.« Cassion hatte beschlossen, so nah wie möglich bei der Wahrheit zu bleiben.

»Und was führt Euch hierher?«

»Ich habe von Eurer Irrlichtplage gehört.«

»Tatsächlich?« Gerot runzelte interessiert die Stirn.

»So etwas bleibt kaum geheim. Die Leute reden. Jemand hat die Nachricht bis nach Kendar gebracht.« So hieß die Stadt, von der aus Kira die Meldung erhalten hatte. »Der Stadtrat hat mich beauftragt, mich darum zu kümmern.« Er hoffte, dass er damit seinem Auftreten mehr Gewicht verleihen konnte. Selbst wenn jemand seine Aussage überprüfen sollte, wäre Cassion längst weg, bis die Wahrheit ans Licht kam.

»Wieso ausgerechnet Euch?«, fragte Gerot stirnrunzelnd. Sein Blick heftete sich an Cassion, als hoffte er, irgendwas zu entdecken, das sich unter der Oberfläche verbarg.

Cassion ließ sich nicht provozieren. Er wusste, dass er keine so imposante, furchteinflößende Erscheinung besaß wie sein Gegenüber, aber brutale Gewalt war nicht alles, besonders wenn es um den Umgang mit Tieren und ähnlichen Wesen ging. »Ich kenne mich aus«, erklärte er, ohne es weiter auszuführen.

»Das hoffe ich – um Euretwillen.« Gerot zuckte mit den Schultern. »Wie auch immer, mir soll's egal sein.« Er wollte sich wieder abwenden, stockte jedoch. »Was wollt Ihr überhaupt von mir?«

»Eure ... Mutter«, Cassion nickte in Richtung der Alten, die nach wie vor neben ihm stand und der Unterhaltung neugierig folgte, »hat mir von einer Vorrichtung erzählt, um Irrlichter zu jagen.«

»Und?« Gerot verschränkte die Arme vor der massigen Brust.

»Ich wollte fragen, ob ich sie Euch vielleicht abkaufen kann.«

Der Mann grinste herausfordernd. »Ich dachte, Ihr *kennt Euch aus*.«

»Das tue ich. Deshalb weiß ich, wie heimtückisch diese Quälgeister sein können.« Cassion griff nach seinem Geldbeutel und leerte ihn auf seine offene Hand. »Ich gebe euch zwei Goldmünzen für die Falle und eine weitere, wenn Ihr mich zu den Irrlichtern bringt.«

Nachdenklich schaute Gerot auf die Münzen. Cassion hatte ihm sein gesamtes Barvermögen angeboten. »Drei Goldstücke für die Falle«, sagte er in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. »Und den Weg, den könnt Ihr Euch alleine suchen.«

Cassion musterte ihn überrascht. »Wollt Ihr nicht, dass die Irrlichter verschwinden?«

»Schon, das bedeutet allerdings nicht, dass ich auf der Suche nach ihnen kreuz und quer durch die Berge laufen werde. Sie sind weitergezogen«, ließ er sich zu einer Erklärung herab. »Ich war an der Stelle, wo wir gegen sie gekämpft haben, da war keine Spur mehr von ihnen.« Wie zur Bestätigung schüttelte er den Kopf.

»Könnte mich vielleicht jemand anderes ...«, setzte Cassion an. Er konnte sich in diesem Gebirge schließlich überhaupt nicht aus.

Gerot lachte bellend auf. »Keine Chance!«, erwiderte er entschieden. »Außer mir traut sich kaum jemand tiefer in die Berge.« Seine Finger spielten erneut mit dem Stein um seinen Hals. »Die verfluchten Feuervögel dringen immer weiter vor und wir wissen alle, was mit denen geschieht, die ihnen ohne Schutz gegenübertreten.«

»Was denn?«, erkundigte Cassion sich beklommen.

Gerot kniff die Augen zusammen, als versuchte er, festzustellen, ob Cassion sich über ihn lustig machte.

»Ich habe von ihnen gehört«, bot Cassion eine Erklärung an, »bin jedoch nicht sicher, ob ich wirklich alles für bare Münze nehmen soll.«

Gerot verdrehte die Augen, Verachtung färbte sein Gesicht. Es war offensichtlich, dass er Cassion für einen Möchtegern-Jäger hielt, der keine Ahnung hatte, worauf er sich hier einließ. Cassion wartete ab und ließ ihn in diesem Glauben. Es war ihm viel lieber, wenn sie ihn für einen harmlosen Dummkopf als für einen Magier hielten.

»Das solltet Ihr«, entgegnete Gerot schließlich düster. »Diese Viecher dringen in Euren Kopf ein, vernichten Euren Verstand, bis Ihr nichts weiter seid als ein hirnloses, jammerndes Etwas. Ich habe einmal einen Mann gesehen, der einem Feuervogel begegnet ist. Glaubt mir, das war kein erfreulicher Anblick.«

»Habt Ihr selbst schon einen gesehen?«

»Einmal ist einer über mich hinweggeflogen.« Gerot schauderte und unwillkürlich wurde Cassions Kehle eng. Der Jäger wirkte so unerschütterlich und hart wie ein Baumstamm. Und ungefähr genauso sensibel. Wenn ihn die Erinnerung derart mitnahm, musste es wahrlich furchteinflößend gewesen sein.

»Was ist passiert?«, fragte Cassion gespannt.

»Nichts.« Die plötzliche Blässe seiner gebräunten Haut strafte Gerots Worte Lügen. »Ich habe erst nur Flügel-schlagen gehört, dann fiel sein Schatten auf mich. Ich rannte los, von seinem Lied verfolgt. Trotz des Schutzsteins um meinen Hals spürte ich die grauenhafte Wirkung. Ich habe Tage gebraucht, um mich davon zu erholen.« Sein Gesicht wurde wieder hart. »Niemand, der bei Verstand ist, wagt sich ohne Schutz in die Nähe dieser Bestien. Und deshalb geht niemand aus diesem Dorf mehr ohne mich auf die Jagd.«

Cassion nickte bedächtig. Normalerweise griffen Phönixe nicht ohne einen guten Grund an. Vermutlich war der Jäger einem Nest zu nahe gekommen. In diesem Fall hatte ihn der schwarze Stein tatsächlich vor einem äußerst schlimmen Schicksal bewahrt.

»Ihr seid der Einzige, der einen Schutzstein besitzt?«, fragte Cassion.

»Ja. Die Händler lassen sich die Dinger teuer bezahlen.« Gerot deutete auf die kostbaren Pelze, die vor seinem Haus trockneten. »Allerdings liegt es in ihrem Interesse, dass wir weiterhin jagen. Sie haben versprochen, uns ein paar mehr zu besorgen.«

Cassion schwieg. Er hatte nicht daran gedacht, dass alles stets zwei Seiten besaß. Er hatte diese Menschen für grausam und dumm gehalten, weil sie Jagd auf Irrlichter machten, weil sie die Feuervögel als ihre Feinde ansahen. Dabei versuchten sie bloß, sich und die ihren zu schützen. Sie waren unwissend, aber das war nicht ihre Schuld. Niemand hatte ihnen erklärt, wie wundervoll und einzigartig die Wesen waren, die in den Bergen hausten. Niemand hatte ihnen gezeigt, wie man mit ihnen friedlich auskam. Doch es war nicht seine

Aufgabe, dies zu ändern. Sie würden ihm nicht zuhören, er würde sich höchstens selbst in Schwierigkeiten bringen. Das war eine Frage, die in den Hohen Rat von Edingaard gehörte. Und es würde ewig dauern, bis sie entschieden war.

Plötzlich war Cassion sich nicht mehr sicher, ob er die Irrlichtfalle wirklich haben wollte. Was wog schwerer? Die Existenz dieser winzigen Wesen oder ein Menschenleben? Verurteilte er womöglich jemanden aus diesem Dorf zum Tode, wenn er die Vorrichtung mit sich nahm?

Gerot nahm ihm die Entscheidung ab. »Drei Goldstücke für die Falle und die Richtung, in die Ihr gehen müsst, gibt es gratis dazu.« Seine Augen glänzten gierig, als er das Gold betrachtete, und Cassion erkannte, dass er vermutlich mächtig übers Ohr gehauen worden war.

Gerot verschwand im Haus und kehrte kurz darauf mit einem kleinen Tonkrug zurück. Sobald Cassion seine Hände danach ausstreckte, wusste er, dass es keine Fälschung war. Nur mit Mühe gelang es ihm, seine Abscheu davor zu verstecken. Die Berührung biss und prickelte, sandte winzige, brennende Impulse bis in sein Inneres hinein. Er mochte sich die Qual eines gefangenen Irrlichts nicht einmal vorstellen.

Seine Bedenken verschwanden mit einem Schlag. Das hier war falsch, abgrundtief falsch. Ganz unabhängig davon, welche Bedrohung für die Menschen von den Irrlichtern ausgehen mochte.

»Danke«, krächzte er mühsam und reichte Gerot das Geld, während der Mann ihn aufmerksam betrachtete. Hastig zwang Cassion ein Lächeln auf seine Lippen. Immerhin hatte er gerade eine sehr nützliche Waffe erstanden. »Wohin genau muss ich gehen?«

»Wo sich die Biester gerade rumtreiben, weiß ich nicht. Zuletzt haben wir sie etwa einen halben Tagesmarsch südöstlich von hier gesehen.«

»Dann werde ich da mit der Suche beginnen.«

In Gerots Gesicht arbeitete es, als wollte er etwas hinzufügen. Eine Warnung vielleicht oder einen Rat. Schließlich presste er die Lippen zusammen. »Viel Glück«, wünschte er und verschwand in seiner Hütte.

Cassion straffte die Schultern.

Die Alte neben ihm schüttelte missbilligend den Kopf. »Ich hätte nicht gedacht, dass er Euch den Krug verkauft.« Cassion glaubte, Sorge in ihrer Stimme zu hören, und öffnete schon den Mund, um ihr zu versichern, dass er genau wusste, was er tat. Doch sie sprach bereits weiter. »Jetzt werden wir den Wald nach Euren Überresten durchsuchen müssen, bloß um dieses Ding da wiederzufinden.«

Cassion stockte überrumpelt und setzte sein freundlichstes Lächeln auf. »Eure Sorge um mein Wohlergehen ist rührend, aber seid versichert, sie ist vollkommen unbegründet.« Ohne sie eines weiteren Blickes zu würdigen, marschierte er mit langen Schritten in Richtung Wald.

Sobald die Bäume ihn verschluckten und er sich sicher war, dass ihn kein Dorfbewohner beobachtete, ließ Cassion die Irrlichtfalle in seinen Rucksack fallen und besah sich seine Hand. Er hätte schwören können, dass die Haut Blasen werfen würde, als wäre sie verbrannt. Doch seine Handfläche war unbeschädigt und so glatt wie immer. Diese Steine wirkten also auf einer viel tieferen Ebene. Kurz spielte Cassion mit dem Gedanken, die Vorrichtung zurück nach Uyendil zu bringen, um den anderen die Möglichkeit zu geben, die Splitter in ihr zu erforschen, aber allein der Gedanke, sie tagelang

mit sich herumzuschleppen, dauerhaft ihrer schmerzlichen Wirkung ausgesetzt zu sein, trieb ihm Schweißperlen auf die Stirn.

Wenn sie wenigstens *jede* Magie unterdrücken würden. Doch aus irgendeinem Grund hatten sie auf die Schatten keine Wirkung, als würden sie lediglich alles Licht, alles Gute in seiner Gabe auslöschen, sodass die Finsternis ungezügelt zurückblieb.

Nein. Er durfte die Falle nicht behalten, konnte nicht riskieren, dieser Wirkung länger ausgesetzt zu sein. Wenn die Schatten weiter an Stärke gewannen, würde keine Mauer sie länger in seinem Inneren einsperren können.

Cassion verfiel in einen leichten Trab, er wollte so viel Abstand wie möglich zwischen sich und das Dorf bringen, bevor er das Ding zerstörte. Ungefähr eine Stunde lief er durch den Wald nach Südosten, bis seine Muskeln von der Anstrengung des Aufstiegs zitterten, seine Lunge brannte und das Blut in seinen Ohren rauschte. Schließlich ließ er sich keuchend auf einen umgestürzten Baum sinken und nahm einen Schluck aus seiner Feldflasche. Während er darauf wartete, dass sich sein Atem normalisierte, suchte Cassion den Waldboden nach einem geeigneten Werkzeug ab. Als er einen passenden Stein gefunden hatte, holte er den kleinen Krug hervor, positionierte ihn auf dem Stamm und ließ den Stein mit aller Kraft heruntersausen. Der Ton zersplitterte. Cassion schlug erneut zu und noch einmal, so lange, bis die Scherben kaum größer als eine Münze waren.

Zielsicher suchte er die Stücke heraus, die einen Splitter des schwarzen Minerals enthielten, und warf sie, so weit er konnte, in alle Richtungen fort, bis kein Krümel mehr in seiner Nähe war.

Cassion wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn und spürte, wie die Wärme in sein Innerstes zurückkehrte. Selbst der Himmel schien plötzlich blauer, die Sonne heller, der Wald freundlicher zu sein.

Er gab sich einen Moment lang diesem überwältigenden Gefühl hin und kontrollierte anschließend seine Mauer. Nur weil seine Gabe zurückgekehrt war, durfte er nicht in seiner Aufmerksamkeit nachlassen.

Je weiter Cassion in das Gebirge vordrang, desto angespannter wurde er. Das, was ihm Gerot über die Feuervögel erzählt hatte, ließ ihm keine Ruhe. Natürlich war die Schilderung sehr einseitig gewesen. Ibertus hatte ihm ganz andere Dinge über diese stolzen, weisen und unglaublich mächtigen Wesen erzählt. Dennoch waren das die einzigen Geschöpfe in ganz Edingaard, denen Cassion tatsächlich niemals zu begegnen hoffte.

Ihr Lied ließ einen in die Abgründe der eigenen Seele blicken, zeigte die ungeschminkte Wahrheit, alles Leid, das man anderen je zugefügt hatte, allen Schmerz. Kein Wunder, dass die meisten Menschen darüber den Verstand verloren. Dabei konnte der Gesang auch heilen, wenn man bereit war, sich seinen inneren Dämonen zu stellen, wenn man es schaffte, sie zu bezwingen.

Seiner Mutter war es gelungen.

Er selbst legte keinen Wert auf diese Erfahrung, wusste ohnehin bereits, wie das für ihn ausgehen würde. Er brauchte keinen Phönix, um sich seine Abgründe vor Augen zu führen, er kämpfte Tag für Tag dagegen an und wusste gleichzeitig, dass das, was ihn mit solcher Angst, solcher Hilflosigkeit erfüllte, nur die Spitze des Eisbergs war, der in

ihm steckte. Er fürchtete sich davor, im Lied der Feuervögel seinen Verstand zu verlieren. Vielleicht würde ihm das eines Tages so oder so und ganz ohne fremde Hilfe passieren. Er hatte nicht vor, diese Entwicklung zu beschleunigen.

Angestrengt hielt Cassion nach allen Seiten hin nach diesen magischen Geschöpfen Ausschau, während er über Wurzeln und Felsbrocken kletterte, tief hängenden Zweigen auswich oder sich durch hohes Gras kämpfte. Dabei klammerte er sich an den Geschichten fest, die Ibertus ihm erzählt hatte. Irgendwo in diesen Bergen war der Bergkobold einst zu Hause gewesen, er wusste also, wovon er sprach.

Ein Phönix würde nicht angreifen, wenn man ihn in Ruhe ließ. Nicht, weil die Wesen so freundlich oder furchtsam wären, sondern weil es einfach unter ihrer uralten Würde lag, sich ohne Not mit Sterblichen abzugeben.

Irgendwo über sich hörte Cassion lautes Flügelschlagen und zuckte erschrocken zusammen. Zum Glück war es nur eine Krähe, die laut krächzend davonflog. Cassion schüttelte über sich selbst den Kopf. Er war sonst nicht so schreckhaft, aber die Gewissheit, ganz allein und auf sich gestellt, fernab jeglicher Hilfe zu sein, zerrte mehr an seinen Nerven, als er es sich eingestehen wollte.

Er kannte den Wald rund um Uyendil in- und auswendig. Diese Berge, dieser schier endlose Wald waren allerdings etwas ganz anderes.

Cassion schaute in den Himmel, der zwischen den Baumkronen hindurchschimmerte, und versuchte, sich am Stand der Sonne zu orientieren. Gerot hatte von einem halben Tagesmarsch berichtet, den hatte er inzwischen hinter sich. Und wenn die Richtung stimmte, musste er bald da sein. Er legte seinen Kopf schräg und lauschte in die flüsternde Stille

des Waldes, versuchte das helle Klingeln der Irrlichter zu erhaschen.

Plötzlich drang tatsächlich ein süßer Ton an sein Ohr. Cassion neigte sich unwillkürlich vor und verlagerte das Gewicht. Der Ton wurde lauter, als würden unzählige Glöckchen plötzlich mit einstimmen.

Cassion hielt die Luft an, unwillig, das kleinste Detail des Schauspiels, das sich vor seinen Augen entfaltete, zu verpassen.

Eine zart leuchtende Spur, bei seinen Füßen beginnend, zog sich durch das Unterholz. Er sah Funken von Lila, Rosa und Blau aufsteigen und über all dem lag ein feiner, goldener Schimmer. Das Klingeln der winzigen Glockenblumen erfüllte die Luft mit zarter Musik, vermischte sich mit den aufsteigenden Funken, folgte dem unsichtbaren, leuchtenden Pfad, bis er sich irgendwo in der Ferne verlor.

Cassion wagte nicht, sich zu rühren, wagte nicht einmal zu atmen, aus Angst, den Zauber zu zerstören.

Schweigend sah er zu, fühlte die Magie, die ihn umgab, spürte, wie seine eigene Gabe im Gleichklang zu vibrieren begann und wie ihn ein Gefühl tiefsten Friedens und reiner Freude erfüllte. Niemals hatte er so viele dieser zarten magischen Blumen auf einmal gesehen, noch nie ihren Klang in dieser Intensität erlebt. Seine Augen folgten dem Pfad, der allmählich verblasste, und Cassion begriff, was hier vor ihm lag.

Die Glockenblumen wuchsen mit Vorliebe entlang magischer Linien, die ganz Edingaard mit ihrer Energie umspannten. Das waren dieselben Linien, denen die Irrlichter folgten.

Cassions Puls beschleunigte sich. Die Blumen würden ihn geradewegs ans Ziel führen.

Eine Weile folgte Cassion dem magischen Pfad, setzte behutsam einen Fuß vor den anderen, darauf bedacht, die winzigen Blumen nicht zu berühren. So gern er ihrem Klang lauschte, er wusste weder, wer ihn außerdem zu hören vermochte, oder wie weit das Geräusch trug. Abgesehen davon, dass er selbst lieber unentdeckt blieb, wollte er nicht das Risiko eingehen, die Irrlichter aufzuschrecken. Wenn sie davonschoben, würde es viel schwieriger werden, sie zu finden.

Ein lautes Knistern und Knacken ließ ihn alarmiert innehalten. Cassions Kopf zuckte suchend umher. Es klang, als würde sich etwas Großes seinen Weg durch den Wald bahnen. Es kam von rechts.

Cassion zog das Schwert und korrigierte seinen Stand. Was immer es war, es kam näher.

Er blinzelte überrascht. Eine Frau hetzte durch das Unterholz, ihre langen schwarzen Haare waren zerzaust, das Kleid zerrissen und schmutzig, die Augen weit geöffnet. Sie keuchte und schaute sich immer wieder um. Sie stolperte, fiel hin und versuchte, sich wieder aufzurappeln. Unwillkürlich machte Cassion einen Schritt auf sie zu, um ihr aufzuhelfen. Erst da schien sie ihn überhaupt zu bemerken, sie erstarrte, ihr Blick zuckte panisch umher, auf der Suche nach einem Ausweg.

»Bitte ...«, entwich es ihr flehend, wobei sie selbst nicht zu wissen schien, worum sie eigentlich bat. Hatte sie Angst vor ihm oder wünschte sie seine Hilfe?

Cassion senkte das Schwert, steckte es jedoch nicht weg, nicht bevor er wusste, wer oder was hinter der Frau her war. »Ich werde Euch nichts tun«, versprach er langsam und deutlich.

Ihre Augen huschten über seine Gestalt und ein Teil der

Spannung wich aus ihrem Körper. »Der Göttin sei Dank!«, raunte sie und sank zu Boden. »Ihr gehört nicht zu denen.«

Vorsichtig trat Cassion näher, die Sinne auf den Wald in ihrem Rücken gerichtet. Alles blieb still. Also steckte er das Schwert schließlich weg und hockte sich neben sie. Die Frau hob den Kopf und sah ihn an. Verzweifelte Hoffnung stand in ihren Augen geschrieben.

»Bitte, Ihr müsst uns helfen.«

»Was ist geschehen?«, fragte er sanft.

Ihre Hände und Wangen waren schmutzig und zerkratzt, als wäre sie kopflos geflüchtet.

Sie holte tief Luft und schluckte. »Meine Schwestern ...« Tränen rannen ihr über die Wangen, hinterließen schmierige Spuren neben weiteren, die bereits getrocknet waren. Zornig wischte sie sie fort. »Wir wurden angegriffen«, erklärte sie mit zitternder Stimme, der sie einen festen Klang zu verleihen versuchte. »Die Männer kamen ohne jede Vorwarnung.« Sie hielt die Hand vor ihren Mund, um ein hysterisches Schluchzen zurückzuhalten.

»Was für Männer?«, fragte Cassion gefasst.

»Soldaten von Lord Drennag.« Sie spuckte ihm den Namen förmlich vor die Füße, ihr Hass auf den Mann war fast körperlich greifbar.

Cassion musterte sie aufmerksam. Das konnte fast nur eins bedeuten, doch er musste ganz sicher sein, bevor er einen Fuß in das Hoheitsgebiet von Callara setzte. »Was haben die Männer von Euch gewollt?«

Sie zögerte. Er sah die Zweifel in ihren Augen, die Angst, und wünschte sich, er hätte Lucas Gabe, dann hätte er sofort gewusst, ob sie Magie in sich trug. Ob das der Grund war, wieso man sie verfolgt hatte.

»Ihr braucht keine Angst zu haben«, beschwichtigte er. »Selbst wenn Ihr ... der Göttin dient«, schloss er bedeutungsvoll. Liskajus Klöster waren von Anfang an Zuflucht für Menschen mit der Gabe gewesen. Und die Frau hatte vorhin selbst von ihren Schwestern gesprochen.

Sie betrachtete ihn so aufmerksam, als versuchte sie, bis in seine Seele zu blicken, und Cassion fragte sich, was sie wohl in ihm sah.

Was immer es war, es schien ihr zu genügen, denn sie nickte widerstrebend. »Ja«, raunte sie. »Wir dienen der Göttin.«

Cassion richtete sich auf. Er hätte ihr in jedem Fall beige-standen, aber ihr Eingeständnis machte die Sache einfacher, gab ihm einen legitimen Grund, einzugreifen, denn das Abkommen, das Drennag nach dem Großen Krieg unterzeichnet hatte, verpflichtete ihn, allen Menschen, die die Gabe be-saßen, freies Geleit über seine Grenzen zu gewähren.

Cassions Gedanken rasten, als er ihr die Hand hinstreck-te, um ihr beim Aufstehen zu helfen. Er hatte keine Ahnung, wie genau er vorgehen sollte. Nichts, was er an der Akademie gelernt hatte, hatte ihn auf so eine Situation vorbereitet. Ihm blieb nichts übrig, als seinem Gewissen und dem Vorbild sei-ner Eltern zu folgen, die einen Hilfsbedürftigen nie im Stich ließen.

Kurz dachte er darüber nach, seine Mutter um Hilfe, um Rat zu bitten, verwarf diese Idee jedoch wieder. Ihre Einmi-schung würde die Situation um einiges komplizierter ma-chen. Wenn er allein erwischt wurde, konnte man das viel-leicht noch als Unwissenheit oder jugendlichen Leichtsinn abtun, seine Eltern würden die Wogen schon irgendwie glät-ten können. Wenn sie sich allerdings als Mitglieder des Ho-hen Rates selbst einmischten ...

Sie würden ihn vermutlich anweisen, sich aus allem rauszuhalten, und eine diplomatische Lösung suchen, die Wochen, wenn nicht Monate in Anspruch nehmen würde. Oder sie nahmen die Sache selbst in die Hand und verletzten dabei mindestens ein Dutzend Regeln.

So oder so, es würde üble Konsequenzen nach sich ziehen.

Außerdem war es ihm als Prüfling nicht gestattet, um Hilfe zu bitten. Sollte irgendetwas schiefgehen, würde er sich zumindest darauf berufen können.

»Wie ist Euer Name?«, fragte er, als ihm auffiel, dass er die Frau nicht einmal danach gefragt hatte.

»Nisora.«

Er lächelte sie aufmunternd an. »Ich bin ... Thomas.« Im letzten Moment hatte er sich dagegen entschieden, ihr seinen Rufnamen zu verraten, der zu selten, zu auffällig war. Soweit er wusste, waren seine Mutter und er die Einzigen, die seit Hunderten von Jahren nach der Hohepriesterin Cassia benannt worden waren. Wegen Nisora machte er sich keine Sorgen, aber wenn jemand anders seinen Namen aus ihrem Mund vernahm, würde es nicht schwierig sein, die richtigen Schlüsse zu ziehen. Thomas war sein Zweitname, in Erinnerung an den Großvater mütterlicherseits, der vor seiner Geburt gestorben war. Er hatte keine Gabe, keine Magie gehabt und lange Jahre hatte Cassion sich gewünscht, genauso frei davon zu sein.

»Erzählt mir bitte alles, was geschehen ist«, wandte er sich eindringlich an Nisora. Vielleicht fand er irgendwo einen Punkt, an dem er ansetzen konnte.

»Dafür haben wir keine Zeit«, widersprach die Frau ihm gehetzt. »Wir müssen meine Schwestern retten. Wenn sie erst einmal in Dilgur sind, ist alles verloren!« Sie packte seine

Hand, als wollte sie ihn mit sich ziehen. Sie wirkte vollkommen aufgelöst.

»Wann und wo genau hat sich der Überfall ereignet?«, fragte Cassion so gefasst wie möglich. Kopflös durch den Wald zu rennen, würde ihnen nicht viel bringen.

Die Frau schaute zum Himmel empor. »Im Morgengrauen.« Sie schauderte bei der Erinnerung und Tränen perlten erneut über ihre Wangen. »Ich weiß nicht, wie sie uns gefunden haben, wir halten uns seit Jahren versteckt. Unser Haus stand so abgeschieden ...« Ihre Stimme brach. »Wir haben seit Wochen keine Siedlung mehr aufgesucht. Ich weiß nicht, wie sie uns gefunden haben«, wiederholte sie kraftlos.

»Und was geschah dann?«

»Wir bereiteten gerade das Frühstück vor, als die Männer die Tür eintraten. Wir versuchten, uns zu wehren, aber unsere Kräfte waren wirkungslos gegen sie. Amalia ...« Sie biss sich auf die Lippe, das Gesicht vor Grauen verzerrt. »Sie starb als Erste ... Wir konnten nichts gegen die Angreifer ausrichten. Sie schleppten uns nach draußen. Ich schaffte es irgendwie, mich dem Mann, der mich festhielt, zu entwinden, und rannte los. Ich habe meinen Schwestern zugerufen, dass sie kämpfen, dass sie fliehen sollen ...« Sie schloss die Augen und atmete krampfhaft durch. »Ich habe sie im Stich gelassen.«

»Das habt Ihr nicht. Ihr hättet nichts tun können. Es ist ein Wunder, dass Ihr überhaupt entkommen konntet.«

»Ich ...« Sie räusperte sich. »Sobald ich mich ein paar Schritte entfernt hatte, kehrte meine Gabe zurück. Ich konnte den Männern selbst zwar nichts anhaben, aber ich habe Äste und Steine in ihren Weg geworfen, alles, dessen ich bei meiner Flucht habhaft werden konnte. Irgendwann haben sie

die Verfolgung schließlich aufgegeben.« Sie hob den Kopf und wilde Entschlossenheit trat in ihr Gesicht. »Wir müssen meinen Schwestern helfen.«

Nachdenklich trommelte Cassion mit den Fingern gegen den Griff seines Schwertes. »Wie gut kennt Ihr Euch in diesen Bergen aus?«

»Sie sind seit Jahren meine Heimat.«

»Wisst Ihr, wo die Straße nach Dilgur verläuft?«

»Ja! Ja.« Sie nickte hastig.

»Glaubt Ihr, dass wir die Männer irgendwo abfangen können?«

»Bestimmt. Mit meinen Schwestern kommen sie nicht so schnell voran und die Straße beschreibt einen Bogen.«

»Seid Ihr sicher, dass Eure Schwestern noch leben?«, erkundigte Cassion sich behutsam.

»Ja.« Hass verzerrte ihre Züge. »Lord Drennag macht sich einen Spaß daraus, Menschen wie uns leiden zu sehen. Er würde es seinen Soldaten nie verzeihen, wenn sie ihn um dieses Vergnügen bringen.«

Cassion senkte betreten den Kopf. Sie schien aus Erfahrung zu sprechen, jetzt war jedoch nicht die richtige Zeit, um sie danach zu fragen. Vielleicht konnte sie nach Uyendil kommen und von ihrem Leben in Callara berichten. Vielleicht konnte man dann irgendwas ändern.

Zunächst musste er allerdings ein paar unschuldige Frauen retten. »Könnt Ihr laufen?« Er musterte ihre abgekämpfte Erscheinung. Sie war stundenlang in Todesangst durch den Wald geirrt.

»Ja.« Sie ballte die Fäuste und reckte das Kinn als Zeichen, dass sie sich nicht unterkriegen lassen würde. Irgendwie erinnerte sie ihn dabei an seine Mutter. Obwohl sie ein

paar Jahre jünger zu sein schien, lag in ihren Zügen die gleiche Entschlossenheit, bis zum letzten Atemzug für das zu kämpfen, was ihr am Herzen lag.

Er nickte ihr anerkennend zu. »Dann los.«



Edingaard: Gebieten der Schatten

als [eBook exklusiv bei Amazon](#).

als [Taschenbuch überall erhältlich](#)

ÜBER ELVIRA ZEISSLER

Elvira Zeißler hat nach dem Abitur BWL an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und der Copenhagen Business School studiert. Derzeit lebt sie mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern in der Nähe von Köln. Seit über 20 Jahren schreibt sie mit großer Begeisterung fantastische und gefühlvolle Geschichten, die ihre Leser die Welt um sie herum für eine Weile vergessen lassen.

Bücher von Elvira Zeißler:

Fantasy:

- „Eine Krone aus Stroh und Gold: Verraten“
- „Eine Krone aus Stroh und Gold: Entfesselt“
- „Edingaard 1 – Der Pfad der Träume“
- „Edingaard 2 – Der Klang der Magie“
- „Edingaard 3 – Das Vermächtnis der Priesterin“
- „Die Saga der Drachenrüstung“
- „Feenkind 1: Der See des Abschieds“
- „Feenkind 2: Im Reich der Feen“

Jugend Fantasy Romance:

- „Gemstone Caverns 1: Das Flüstern der Steine“
- „Gemstone Caverns 2: Das Herz des Berges“
- „Zauberklang – Magie zwischen den Worten“
- „Stern der Macht 1: Herzensglut“
- „Stern der Macht 2: Salomons Fluch“
- „Stern der Macht 3: Erwachen“

Romantic Fantasy:

„Ein Cupido zum Verlieben“

„Echte Männer küssen besser“

„Seelenband“

„Dunkles Feuer“

Humorvolle Liebesromane:

„Unsäglich verliebt – Alaska wieder Willen“

„Verliebt und zugeschnitten – Alaska wieder Willen“

„Hin und weg verliebt – Alaska wieder Willen“

„SchneeSturmKüsse – Verliebt in Silver Creek“

„BuchTraumKüsse – Verliebt in Silver Creek“

„Das Glück hat viele Seiten“

„Cremig zart verführt – Verliebt in Wales“

Tage des Sturms (Zeitgeschichte):

„Wie Gräser im Wind“

„Von Hoffnung getragen“

Elvira Zeißler im Internet:

www.elvirazeissler.de

[instagram.com/elvirazeissler/](https://www.instagram.com/elvirazeissler/)

[facebook.com/elvira.zeissler.autorin](https://www.facebook.com/elvira.zeissler.autorin)

[youtube.com/user/ElviraZeissler](https://www.youtube.com/user/ElviraZeissler)